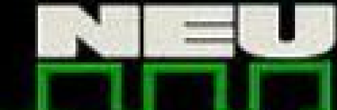
2,00 DM / Band 724
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Stasi-Vampir

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,80 / Spanien P 175



Der Stasi-Vampir

John Sinclair Nr. 724

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.05.1992

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Der Stasi-Vampir

Helmut Stoßflug wurde nicht nur wach, weil er sich im Schlaf verschluckt hatte, es hatte noch einen anderen Grund gegeben, der ihn aus dem Schlummer riß.

Ein Geräusch!

Stoßflug hatte einen leichten Schlaf. Seit die Sache mit Helga, seiner Frau, passiert war - immerhin schon vor zehn Jahren -, wachte er oft mitten in der Nacht auf. Meistens grundlos, diesmal jedoch nicht, denn das Geräusch hatte er sich nicht eingebildet.

Er wälzte sich auf die Seite. Im Mund spürte er einen pappigen Geschmack, die Zunge schien am Gaumen festzukleben, auf seinem Hals lag Schweiß. Das alles bekam er am Rand mit. Für ihn war es wichtig, daß er zum Zimmerfenster schauen konnte.

Es war nicht mehr als ein schwaches Viereck, das in der dahinterliegenden Dunkelheit der Nacht zu schwimmen schien. Ein völlig normales Fenster, für seinen Geschmack allerdings sah es jetzt geheimnisvoll aus, wie das Tor zu einer anderen Welt.

Der Mann aus Dresden hielt den Atem an. Er wartete darauf, ob sich das Geräusch wiederholte.

Noch nicht…

Er hustete. Das Geräusch durchklang den Raum wie ein hohles Klopfen. Die Matratze knarrte, als er sich bewegte und sich hinsetzte. Es war kalt in der Bude, denn in der Nacht verlor die alte Heizung, von der bereits die meiste Farbe abgeblättert war, ihre Wärme. Überhaupt zog es an allen Ecken und Enden. Das Haus war undicht, eine Renovierung hätte ihm mehr als gut getan.

Erst jetzt kam er dazu, einen Blick auf die Uhr zu werfen. Die zweite Morgenstunde war bereits angebrochen. Eine Zeit, wo andere im Tiefschlaf lagen, Stoßflug aber nicht.

Er war hellwach und angespannt.

Auf dem Bett sitzend, dabei die Arme um den Körper geschlungen, dachte er über das Geräusch nach. Schritte und Tritte waren es nicht gewesen. Er rekapitulierte, er forschte tief in seinem Gedächtnis, weil er dort die Erinnerung hervorholen wollte, und er kam auch zu einem Entschluß. Es hatte geklopft.

Unwillkürlich schaute er zur Tür. Aber von dort war es nicht aufgeklungen. Zudem konnte er die Schlafzimmertür nicht sehen, es war zu dunkel zwischen den Wänden.

Blieb das Fenster!

Helmut Stoßflug machte kein Licht. Er hätte nur den Arm auszustrecken brauchen, um die Nachttischlampe zu erreichen, das tat er nicht. Statt dessen blieb er sitzen und starrte in die Dunkelheit.

Und er hatte dabei das Gefühl, daß es besser für ihn war.

Stoßflug zählte weder die Sekunden noch die Minuten. Bis zu dem Zeitpunkt, als er fror, da griff er hinter sich und holte den alten Bademantel, in den er schlüpfte.

Er zog sich im Stehen an - und erstarrte, als sich das Geräusch wiederholte.

Verdammt, da war etwas!

Ein Kratzen am Fenster, an der Scheibe, als wären Fingernägel dabei, über das Glas zu gleiten.

Stoßflugs Nackenhaare stellten sich hoch. Er gehörte zwar nicht unbedingt zu den superängstlichen Menschen, aber dieser Laut gefiel

ihm überhaupt nicht. Er dachte daran, daß er in der dritten Etage wohnte und die Hauswand sich kaum als Klettergerüst anbot.

Im Dunkeln bewegte er sich auf das Fenster zu. Er würde auch weiterhin kein Licht einschalten, es war besser, wenn man im Dunkeln blieb, das hatte ihn die Zeit vor der Wende gelehrt, denn richtig auffallen wollte er nicht.

Das Fenster nahm Gestalt an.

Vor einigen Jahren war es neu eingesetzt worden. Früher hatten die Scheiben noch Kreuze besessen, heute nicht mehr. Eine glätte Fläche lag vor ihm.

Bis auf die andere Straßenseite konnte er zwar schauen, nur sah er dort kein Ziel. Da waren die Häuser in den letzten beiden Wochen abgerissen worden, man wollte neue errichten. Dresden sollte eben ein anderes Gesicht bekommen.

Durch die große Lücke konnte er beinahe bis zur Elbe schauen, allerdings nur an klaren Tagen.

Auch als er nur zwei Schritte von dem Fenster entfernt war, sah er nichts. Hatte er sich getäuscht, sich das Geräusch nur eingebildet? Stoßflug schrak zusammen, als er das Rauschen einer Toilettenspülung hörte.

Plötzlich sah er die Bewegung!

Hinter der Scheibe zeichnete sich etwas ab. Ein Umriß, ein heller Schatten, der auf ihn einen geisterhaften Eindruck machte. Er war allerdings nicht in der Lage, den Schatten zu identifizieren, das konnte eigentlich alles sein, ein Ballon ebenso wie ein alter Lappen, den der Wind hochgewirbelt hatte.

War es aber nicht.

Helmut Stoßflug identifizierte den Gegenstand, als er noch einen Schritt näher kam.

Es war ein Gesicht.

Das Gesicht seiner verschollenen Frau!

***

Er stand da und schrie!

Nein, er schrie nicht. Stoßflug hatte nur das Gefühl, schreien zu müssen. Tatsächlich aber hatte sich in seinem Innern all das verkrampft, was sich nur verkrampfen konnte. Er kam sich vor, wie von einem Stromstoß durchzuckt. Seine Glieder vibrierten, er schüttelte sich, er holte tief Luft, hinter seiner Stirn drückte und hämmerte etwas. Die Augen waren ihm schwer geworden, obwohl er sie weit offenhielt.

Seine Helga!

Seit zehn Jahren war sie weg. Jemand hatte sie geholt, und keiner hatte ihm damals glauben wollen, daß sie von einem Wesen entführt

worden war, das es eigentlich nicht geben durfte. Von einem Blutsauger, einem finsteren Vampir.

Helmut war zur Polizei gegangen, hatte dort seine Aussage gemacht, die ihm einen kurzen Aufenthalt in der Nervenklinik eingebracht hatte, weil man ihm nicht glaubte.

Natürlich hatte er Helga abgeschrieben, obwohl er nie vor ihrer Leiche gestanden hatte.

Und jetzt sah er sie wieder.

In der Luft, vor dem Fenster, das zu einer Wohnung in der dritten Etage gehörte.

Da kam er nicht mit. Das war ihm zu schwer, das konnte er nicht begreifen, aber er begriff sowieso nichts. Er wollte auch nicht nachdenken, sondern sich einzig und allein den Tatsachen stellen, daß seine Frau vor dem Fenster schwebte. Es hatte einfach keinen Sinn, da nach großen Erklärungen zu forschen.

Wenn er den Arm langmachte, dann konnte er die Scheibe mit den ausgestreckten Fingern berühren, aber das wiederum tat er nicht. Dafür fürchtete er sich zu sehr.

Nur auf das Gesicht konzentrierte er sich. Helmut Stoßflug wunderte sich darüber, daß er das Gesicht trotz der Finsternis gut erkennen konnte. Es war einfach irre, und das kam ihm vor, als würde es sich in einem Spiegel befinden.

Das wiederum stimmte auch nicht. Sie schwebte dicht vor der Scheibe und war echt.

Der Mann ging vor. Er hämmerte sich ein, ruhig zu bleiben, auf keinen Fall die Nerven zu verlieren.

Dann stand er vordem Fenster.

Nur mehr die Scheibe trennte die beiden Gesichter des Ehepaares. Aus einer sehr kurzen Distanz schauten sie sich an. Stoßflug suchte den direkten Blickkontakt zu seiner Frau, er konnte sie auch gut erkennen und hatte das Gefühl, daß sie um keinen Tag seit ihrem Verschwinden gealtert war.

Im Gegensatz zu ihm. Da hatten die Jahre schon ihre Spuren hinterlassen.

Helgas Haar schimmerte noch immer in einem rötlichblonden Farbton. Sie war eine schöne Frau, hatte das Haar immer sehr lang getragen, so daß es wie eine Fahne um ihre Schultern lag.

Die Frisur war gleich geblieben, auch das fein geschnittene Gesicht mit der immer zu blassen Haut, was bei Menschen mit rötlichen Haaren sehr oft der Fall war.

Sie schauten sich an.

Keiner sprach.

Dabei hätte Helmut ihr soviel zu sagen gehabt. Nur traute er sich nicht, den Mund zu öffnen und viele Fragen zu stellen. Zudem hatte

ihn die Überraschung stumm gemacht.
Aber er bewegte seinen Arm. Mit der Hand zielte er nach dem Fenstergriff. Er mußte, wenn er mit Helga reden wollte, das Fenster öffnen, sie erst einmal hineinlassen und ihr dann die entsprechenden Fragen stellen. In der langen Zeit des Verschwindens hatte sich wahnsinnig viel bei ihm aufgetürmt.
Der Griff bestand aus Metall. Es war kalt. Als Stoßflug seine Hand zurückzog, sah er, daß ein feuchter Film auf ihm zurückgeblieben war. Er hatte sich noch nicht getraut, das Fenster zu öffnen und griff ein zweites Mal zu.
Jetzt bog er den Griff nach unten, er zog das Fenster auf und hatte das Gefühl, mitten in einem Film zu stehen und nicht im normalen Leben zu sein, denn alles lief anders ab, viel langsamer als sonst, beinahe schon im Zeitlupentempo.
Die kalte Luft einer Novembernacht wehte ihm ins Gesicht. Es roch nach dem Gestank alter Kohle, auch irgendwo nach brackigem Flußwasser, und durch die Luft selbst wehte ein feiner Sprüh.
Das alles bekam Helmut Stoßflug nicht richtig mit. Er stand vor dem Fenster, und seine Lippen bewegten sich, als er den Namen seiner Frau aussprach.
»Helga…«
Es war für ihn ein mühsames Unterfangen, eine zu lange Zeit der Trennung lag zwischen ihnen. Sie kam ihm auch nicht so vertraut vor, mehr wie eine Fremde, aber eine fremde Person, die tatsächlich in der Luft schwebte. Als er den Blick senkte, da war nichts, auf dem ihre Füße standen, sie hing vor ihm.
Er atmete röchelnd, er bekam diese Erkenntnis zusammen mit dem ersten richtigen Schock und der darauf folgenden Gänsehaut.
Es wurde noch schlimmer für ihn, denn das blasse Gesicht der Frau verzog sich zu einem Lächeln.
Kein nettes Lächeln, eher ein wissendes, sogar ein böses. Sie lächelte und zeigte dabei ihr Markenzeichen.
Zwei aus dem Oberkiefer wachsende, unten spitz zulaufende, grausame Vampirzähne!
Helmut Stoßflug konnte es nicht begreifen. Er stand auf dem Fleck wie angeleimt. Noch immer kam er sich vor wie in einem Film, der sich zu einem fürchterlichen Drama entwickelt hatte, in dem es nur zwei Hauptrollen gab. Unzählige Gedanken schossen ihm durch seinen Kopf, die er nicht einordnen konnte. Das war unerklärlich und doch eine Tatsache.
Er starrte auf das Gesicht der Frau, seiner Frau! Und er sah eigentlich nur den halb geöffneten Mund sowie die beiden gelblich schimmernden, langen Zähne, die aus dem Oberkiefer ragten. Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt, er raste, so daß Helmut Stoßflug

befürchtete, einen Infarkt zu bekommen.

Helga lächelte noch immer…

So kalt, so wissend und auch grausam. Sie war der Tod und das Verderben in weiblicher Gestalt.

Grauen, eingepackt in Schönheit, und dann zuckte sie zusammen.

Helmut ging nicht einmal zurück. Er hätte es gar nicht gekonnt, er blieb stehen, sah nur ein Gesicht, doch in den Raum zwischen ihr und ihm schob sich etwas hinein.

Es waren die Hände seiner Frau.

Lange Finger, diesmal bleich, wie von einer Totenhaut überzogen. Nägel, die leicht gekrümmt waren und zusätzlich gefährliche Spitzen zeigten.

Was wollten die Hände?

Er merkte es Sekunden später, als sie ihn erreichten. Fingerspitzen fuhren wie kalte Nägel über seine Gesichtshaut. Nicht fest oder hart, aber dennoch spürbar.

Ihm kam der Gedanke an Totenfinger in den Sinn. Irgendwo war Helga auch tot, obwohl sie vor ihm stand. Sie war eine Untote, eine Zurückgekehrte, ein Wesen, das sich von Blut ernährte und jetzt nach seinem Opfer gierte.

Helmut kannte sich aus. Nach dem Verschwinden seiner Frau, die ja von einem Vampir geholt worden war, hatte er sich mit diesem Thema sehr intensiv beschäftigt und hatte auch mit anderen Menschen hin und wieder darüber geredet.

Seine Worte waren nie auf fruchtbaren Boden gefallen. Man hatte ihn ausgelacht. In einem sozialistischen Land durfte es einfach keine Vampire geben - und damit basta.

Aber es gab sie.

Eine Untote schwebte vor ihm.

Die Hände bewegten sich. Sie griffen jetzt fester zu. Nicht allein die Fingernägel berührten seine Haut, das Geschöpf legte auch die Handflächen gegen seine Wangen.

Sie waren ebenfalls kalt.

Nicht normal kalt. Helmut spürte eine andere Kälte, die ihn so schrecklich durchdrang. Er hätte sie niemals beschreiben können, sie war einfach da, sie verschaffte sich freie Bahn, sie drang in seinen Körper, als wollte sie ihn übernehmen und alles andere kurzerhand einfrieren lassen, auch das Blut.

Helmut Stoßflug bewegte nicht einmal den kleinen Zeh. Er kam sich vor wie eine Säule, er schaffte es einfach nicht, Widerstand zu leisten. Er schaute nur in dieses bleiche Gesicht, das ihm so bekannt und gleichzeitig fremd vorkam.

Das Gesicht…

Der Mund, die Zähne…

Er merkte erst jetzt, daß sich Helga vor ihm bewegte, und nicht allein das, sie brachte ihren halb geöffneten Mund näher an seinen Kopf und damit auch, nahe an seinen Hals heran. Er wußte genau, was Vampire taten, wo sie hinbissen, um das Blut ihrer Opfer zu saugen.

Noch immer regte er sich nicht. Helga aber schien ihm leicht wie eine Feder entgegenzuschweben, bei ihr war eben alles anders geworden. Selbst bei ihrem geöffneten Mund war das Lächeln nicht verschwunden. Es glich einem gefährlichen und grausamen Versprechen.

Stoßflug konnte nichts tun. Seine Augen aber brannten, als wäre Säure hineingetropft worden.

Er hörte auch, wie er von seiner Frau angesprochen wurde. »Komm, mein Liebling, darauf habe ich lange, lange Jahre gewartet. Ich mußte mich verborgen halten, das aber ist nun vorbei. Ich werde dich nehmen, ich bin nicht grundlos zu dir gekommen, es ist alles wunderbar, mein Lieber. Du bist mein Mann, du bist es immer gewesen, es wurde nie anders, verstehst du das?«

Nein, er verstand das nicht. Er bemühte sich auch nicht, es zu begreifen, für ihn war die Lage völlig irreal geworden, und er nahm auch den widerlichen Geruch wahr, der von dieser Person ausströmte.

Es war der Gestank nach Erde, nach Grab, einfach nach Friedhof, dem er nicht entweichen konnte.

Er ekelte sich.

Der Magen produzierte Säure, die sich hoch in seine Kehle drückte, wo er sie dann bitter schmeckte.

Eigentlich hätte ihn ihr Atem streifen müssen. Davon war nichts zu bemerken. Ihm fiel ein, daß Vampire nicht atmeten.

Dafür lachte sie leise. Lippen berührten seinen Hals, die Spitzen der Zähne kratzten leicht über seine Haut, aber noch hatte sie nicht die richtige Stelle gefunden, um zubeißen zu können.

Und dann kam alles anders.

Es begann mit einem infernalischen Lärm. Er schien aus dem Nichts gekommen zu sein, aber er brauste auf, und es war ein Konglomerat aus dröhnenden, knatternden Geräuschen, vermischt mit wütenden Kampfschreien, die von der Horde auf den Motorrädern ausgestoßen wurden.

Die Lichtlanzen der breiten Scheinwerfer fluteten in die Dunkelheit der Straße hinein und töteten sie.

Die blendende Helligkeit zeichnete ein grellweißes Feld auf den rissigen Belag, sie strich die alten Hausfassaden an, und sie glitt auch in die Fenster der unteren Wohnungen.

Helmut Stoßflug wußte genau, wer da durch die Straße fuhr. Es war eine Horde von Skins. Persönlich haßte er diese Bande, aber jetzt war sie ihm willkommen.

Licht mochte kein Vampir, auch Helga nicht.

Er hörte sie fluchen, sie ließ ihren Mann los, zuckte zurück und schaute ihn noch einmal böse und gnadenlos an.

In ihren Augen leuchtete es rötlich, dann tauchte sie zur Seite weg, blieb aber in derselben Höhe, und Stoßflug wußte selbst nicht zu sagen, wie er es geschafft hatte, dicht an das Fenster heranzutreten und hinauszuschauen.

Er drehte den Kopf in die Richtung, in der Helga verschwunden war. Das grelle Licht breitete sich weiter unten aus, er konnte sie in der Dunkelheit noch sehen, doch das war nicht mehr die Person, die er kannte. Helga hatte sich verändert. Sie war zu einem flattrigen Wesen geworden und sah aus, als hätte sie sich einen großen Mantel übergehängt, mit dem sie um sich schlug.

Dann stieg sie hoch.

Vor kurzem hatte Stoßflug in einem Tierfilm mal einen Rochen gesehen, der sich durch das Wasser bewegte.

Und so kam ihm die verschwindende Frau vor. Sie stieß in die Luft, dann war sie über ihm und an der rechten Seite der Häuser verschwunden. Sie hatte sich über die Dachrinne hinweggleiten lassen.

»He, du Affe, du Glotzer, du!«

Der Schrei dieser rauhen Stimme ließ den Mann zusammenschrecken. Die Skins hatten ihn gesehen, sein Schatten mußte sich abmalen. Plötzlich flog ein Stein, der ihn aber nicht traf. Dicht über seinen Kopf hinweg flog er in das Zimmer, wo er mit einem dumpfen Krachen gegen die Schranktür prallte.

Dieses Geräusch war für Helmut Stoßflug Warnung genug. Er zog sich blitzschnell zurück und schloß das Fenster, wobei er hoffte, daß ein zweiter Stein ihm nicht die Scheibe zertrümmerte. Zitternd suchte er Deckung.

Zeit verstrich.

Sie waren noch da, er hörte ihr Schreien, aber sie schienen sich ausgetobt zu haben, wenigstens in dieser Straße, denn die Motoren der Maschinen röhrten böse auf, und der helle Teppich wanderte sehr schnell weiter, als sie gegen die Kreuzung am anderen Ende der Straße zufuhren.

Vorbei.

Ruhe… Stille…

Aber noch immer hockte der Mann am Boden. Er war unfähig, sich zu bewegen. Er dachte darüber nach, was er gesehen hatte, der Schock traf ihn abermals, und er fing an zu weinen wie ein kleines Kind, das im Gedränge eines Kaufhauses seine Mutter verloren hatte.

Irgendwann fiel ihm ein, daß er nicht den Rest der Nacht so sitzenbleiben konnte, zudem hatte er den Schock auch mal überwunden. Er stand auf und ging in die Küche. In der eigenen

Wohnung kam er sich wie ein Dieb vor.

Aus dem Kühlschrank holte er eine Flasche Bier. Er setzte sie an und trank.

Wie ein kalter Wasserfall lief die Flüssigkeit durch seine Kehle, aber sie tat ihm gut. Er genoß es und leerte die Flasche bis zur Hälfte.

Dann stellte er sie auf dem Küchenschrank ab. Das Bier hatte einen Großteil seiner Panik und Angst vertrieben. Er schaffte es, sehr logisch über den Vorfall nachzudenken und wollte zunächst fühlen, ob die beiden Spitzen der Vampirzähne nicht doch seine Haut angeritzt hatten.

Das war nicht der Fall gewesen. Die Horde der Skins war tatsächlich im letzten Moment aufgetaucht und hatte Helga in die Flucht getrieben. Aber wie ging es jetzt weiter?

Eine gute Frage auf die er keine Antwort wußte. Er dachte zehn Jahre zurück, die Entführung seiner Frau fiel ihm wieder ein, er konnte sich genau daran erinnern, auch an die Gefühle, die ihn damals regelrecht überfallen hatten.

Er hatte sich zu der Zeit so gefühlt wie heute. So verdammt allein, von aller Welt verlassen. Und was ihm noch geblieben war, hatte sich gegen ihn verschworen.

Es würde sich wiederholen, es würde alles so ablaufen wie vor zehn Jahren.

Mit einem Unterschied allerdings.

Die Zeiten hatten sich geändert. Der real existierende Sozialismus hatte die große Schlappe erlitten, die Vereinigung hatte zu *einem* Deutschland geführt mit all seinen Vor- und Nachteilen.

Aber die Menschen waren die alten geblieben. Man hatte die in bestimmten Funktionen tätigen Männer und Frauen übernommen. Da waren alte Seilschaften nicht zerrissen worden, da hing das Gespenst mit dem Namen Stasi auch weiterhin in der Luft, und die Ehemaligen aus diesem verdammten Schnüfflerdienst waren wieder dabei, sich neu zu formieren, wobei sie auch für die jetzigen Machthaber tätig waren. Nur wollte das keiner offen zugeben, doch gewisse Anzeichen, wie das Zurückhalten bestimmter Akten, deuteten darauf hin.

Helmut Stoßflug hatte mit der Stasi nicht eben die besten Erfahrungen gemacht. Er hätte in seinem alten Betrieb viel höher klettern können, wenn er konform gegangen wäre.

Das war er nicht, deshalb hatte man ihn bei manchen Beförderungen übergangen.

Die Polizei!

Er mußte einfach zur Polizei gehen und Meldung erstatten. Damals hatte er das auch getan, aber damals war nicht heute, obwohl noch einige der alten Kameraden dort in den Buden hockten. Stoßflug konnte sich auch nicht vorstellen, daß sich neues Denken in ihren

Köpfen ausgebreitet hatte, aber er mußte es wenigsten versuchen.

Jetzt, noch in dieser Nacht! Oder nicht?

Nein, er würde es nicht tun. Erst am anderen Morgen, wenn die matte Helligkeit des Novembertages über Dresden lag, wollte er den Vorfall melden. Er traute sich einfach nicht, durch die Dunkelheit zu fahren, aus Furcht vor einem erneuten Angriff der Blutsaugerin.

Als er an seine Frau dachte, lief ein Schauer über seinen Rücken. Für ihn war es noch immer unerklärlich, daß sie von einem Vampir geholt worden war. Inzwischen glaubte Stoßflug daran, daß auch dieser Blutsauger zum Staatssicherheitsdienst gehört hatte. Wenn das stimmte, konnte er dort keine Meldung machen.

Je länger er über das Problem nachdachte, um so mehr wurde er verwirrt. Schließlich trank er die Bierflasche leer und kippte noch einige Schnäpse nach.

Beides zusammen gab ihm die nötige Bettschwere, um auch die letzten Stunden schlafend zu überstehen.

Er fiel in sein Bett. Der zweitletzte Gedanke vor dem Einschlafen galt seiner Frau Helga. Der letzte war eine Frage. Warum habe ich eigentlich kein Kreuz im Haus…?

Damit schlief er ein…

***

Der Mann war Kickboxer, und ich war sein Gegner!

Nur hatte mir das keiner gesagt. Ich war zu einem kurzen körperlichen Training abkommandiert worden. So etwas mußte ich hin und wieder absolvieren, daran ging kein Weg vorbei. Ich tat es mehr als ungern. Man hatte mir ja schon viele Gestalten serviert, doch einem dieser Kickboxer hatte ich noch nie gegenübergestanden.

Der Knabe grinste mich an. Ungefähr so, wie ein Tiger eine Ziege angrinst, wenn er ihr gegenüberhockt. Dabei war er nicht einmal besonders groß, breit oder sehr muskulös. Aber er wirkte ungemein durchtrainiert und besaß sicherlich Reflexe, an denen ich mir ein Beispiel nehmen konnte.

Wir sollten mit den bloßen Händen und Füßen kämpfen. Mein Vorteil war, daß für mich ein Kopfschutz bereitlag, mein Trainingspartner hatte darauf verzichtet.

Er war als neuer Trainer beim Yard eingestellt worden. Ich kannte nicht einmal seinen Namen und wußte nur, daß er aus Korea stammte und sein Vater Engländer gewesen war.

Im Ring standen wir uns gegenüber. Ich hatte den Kopfschutz, einen leichten Helm, noch nicht aufgesetzt und wollte mir auch Zeit lassen. Dafür winkte ich meinem Sparringspartner zu. »He, hinterher gehen wir noch ein Bier trinken.«

Er schüttelte den Kopf, das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht.

Himmel, war der Knabe humorlos.

Dann wärmte er sich auf.

Ich stand auf und staunte. Wie der sich bewegte, das war schon mehr als sagenhaft. Arme und Beine schob er in einem Zeitlupentempo vor, so daß ich das Spiel seiner Muskeln unter der Haut verfolgen konnte. Als ich das sah, wurde meine Kehle leicht eng, ich schluckte ein paarmal und suchte nach einem passenden Vergleich für ihn.

Der fiel mir auch ein.

Er war eine Mischung aus Kampfmaschine und Tänzer. Wenn beides zusammenkam, war es ideal.

Ich dachte darüber nach, mit wie vielen, blauen Flecken ich wohl aus dem Ring kriechen würde.

Vielleicht ließ ich mich dann drei Tage krankschreiben, schon deshalb, um Sir James zu ärgern, der mir dieses Training eingebrockt hatte.

Das waren alles Mutmaßungen und Theorien, die Praxis sah anders aus. Sie bestand auch aus der hellen Lampe, die in Form eines Schirms von der Decke hing und ihr Licht in den Ring hineinstreute. In der Sporthalle war ich nicht allein, auch andere Kollegen trainierten. Sie boxten, übten sich in der normalen Selbstverteidigung, nur eben das Kickboxen hatte man für mich vorgesehen.

Da hatte Suko es schon besser.

Er war wieder normal geworden, hielt sich in Paris auf und hatte es abgelehnt, mit mir zusammen nach London zu kommen. Er wollte seiner Lebensretterin, einer Weißen Hexe namens Yannah zeigen, wie dankbar er ihr gegenüber war.

Suko hätte noch den Hauch einer Chance gegen diese Gestalt gehabt, doch bei mir sah es böse aus.

Ein Schrei durchzuckte die Halle. Ich schaute nach rechts. Ein Kollege von mir taumelte angeschlagen durch den Ring und blieb wie ein nasser Sack in den Seilen hängen.

So würde es mir auch ergehen, wenn nicht noch schlimmer.

»Fangen wir an?« fragte der Mann aus Korea.

»Langsam, langsam. Nur keine Hast, ich…«

Eine harte Stimme unterbrach mich. »Du willst doch nicht etwa kneifen, Geisterjäger?«

Ich drehte mich um und sah einen Mann namens Topol auf mich zukommen. Er leitete hier unten die Abteilung. Früher hatte er einmal geboxt und auch andere Dinge getan, das sah man ihm auch an.

Klein, aber kräftig. Ein Muskelpaket auf zwei Beinen mit einer spiegelblanken Glatze. Ich kannte ihn nicht anders als im Trainingsanzug, den er auch jetzt trug.

Vor dem Ring blieb er stehen. Mit seinen schwieligen Fäusten umklammerte er ein Seil. »Nun?«

»Was heißt hier kneifen?«
»Ich werde hier in deiner unmittelbaren Nähe bleiben, Sinclair.« Er grinste mit breiten Lippen und ließ seine Augen dabei funkeln.
»Ist nicht unbedingt nötig, wirklich nicht…«
Der Mann, der jeden, der hier nach unten kam und trainierte mit Du anredete, wies auf den Helm.
»Setz das Ding auf und dann vorwärts. Sonst verlängere ich die Stunden noch.«
»O ja, gern.«
Ich schnappte mir den Helm. Er schützte meinen Kopf an den Seiten aber nicht von vorn, da war er offen. Er war sehr leicht, als Motorradhelm hätte er die Prüfung nicht bestanden. Zumindest reichte er aus, um einigen Treffern die Kraft zu nehmen.
Ich bekam auch einen Mundschutz. Man wollte sich schließlich die Kosten für einen Zahnarzt sparen.
»Fertig?« rief der Glatzkopf.
Ich nickte.
Der Mann senkte seinen Arm. Dieses Zeichen galt nicht mir, sondern dem Koreaner.
Und der hatte nur darauf gewartet. Er war einfach nicht aufzuhalten, er kam wie eine Rakete. Ich sah nur noch einen wirbelnden Schatten, der aus Armen und Beinen bestand und mußte zusehen, daß ich ihm ausweichen konnte.
Ich duckte mich, tauchte zur Seite, war aber zu langsam, denn die Stöße erwischten mich wie ein kurzes, aber heftiges Trommelfeuer. Ich hörte ihn sogar schreien, er feuerte sich selbst damit an, wobei ich längst nicht mehr auf den Beinen stand und versuchte mich über den Boden rollen zu lassen.
Er ließ mich hochkommen, als ich in einer Ecke lag.
Wie eine Kampfmaschine aus Sehnen, Haut und Muskeln stand er vor mir und bewegte sich noch immer.
Er streckte seine Arme aus, er ballte die Hände zu Fäuste, spreizte sie wieder und bewegte synchron dazu seine Beine.
Irgendwo in Höhe der Rippen und an der Brust hatte er mich ein paarmal zu hart erwischt. Im Rücken ebenfalls, aber ich wollte auch mal einen Treffer landen.
Dazu kam es nicht mehr.
Wie ein Irrwisch sprang der Glatzkopf in den Ring, stellte sich zwischen uns und bewegte dabei seine Arme quer vor seinem Körper hin und her.
Mit dieser Geste beendete er den Kampf.
Ich riß mir den Helm ab. Mir war nicht entgangen, daß er eines dieser flachen tragbaren Funktelefone in der Hand hielt. Er reichte mir den Apparat entgegen.

»Wer ist es denn?«
»Du hast Glück, dein Chef.«
»Ach, wie nett.« Selten zuvor hatte ich mich über einen Anruf von Sir James so gefreut wie in diesem Augenblick. Noch immer ein wenig außer Atem meldete ich mich.
»Leben Sie noch?«
»Mehr schlecht als recht. Wollten Sie sich nur nach meinem Gesundheitszustand erkundigen?«
»Nein, ich will Sie sehen.«
»Wann?«
»Sofort.«
Eigentlich hätte ich jubeln müssen. Ich tat es nicht, dafür schaute ich den Glatzkopf an.
Topol ärgerte sich. Er glich einer Bulldogge, die in sechs große Nüsse gleichzeitig gebissen hatte.
»Bin schon unterwegs, Sir«, sagte ich, sprach aber in eine nicht mehr bestehende Verbindung.
»Schade«, sagte ich dann.
»Was ist schade?«
»Das ich nicht weiterkämpfen kann. Ich hätte ihm schon gezeigt, was Sache ist.« Nach diesen Worten verließ ich blitzschnell den Ring und hörte, wie Topol hinter mir herfluchte.
Alles war für mich besser, als mich von dieser zweibeinigen Kampfmaschine durchwalken zu lassen…

***

Drei Stunden später!
Über London lag der Dunst in dichten Wolken. Zudem regnete es. Sehr feine Tropfen nieselten aus den Wolken und verstreuten sich wie ein Schleier über die Stadt.
Ich befand mich dort, wo die Stadt eigentlich nicht mehr Stadt war, sondern Industriegelände. Der Hafen lag nicht weit entfernt. Ich hörte den Krach der Maschinen, die Signalhörner der Schiffe und roch das alte Wasser auch.
Der Weg, den ich ging, gehörte zu einem verlassenen Viertel inmitten des Hafengeländes. Früher war hier einmal schwer gearbeitet worden, seit einem Jahr nicht mehr. Man wollte investieren, um zu renovieren, getan hatte sich noch nichts. Es war kein Geld da, und so glich das Gebiet einer toten Landschaft.
Ich schritt an den Gleisen entlang, die von Unkraut überwuchert waren. Nicht weit entfernt stand eine Laterne. Sie ragte wie ein hoher, krummer Arm in die Luft.
Und sie genau sollte als Treffpunkt dienen. Sir James hatte es mir gesagt, und er hatte auch davon gesprochen, daß es um Vampire und

den ehemaligen, Staatssicherheitsbeamten der ebenfalls ehemaligen DDR ging. Was mir persönlich nicht paßte, denn damit wollte ich partout nichts zu tun haben.

Aber Job ist Job, und bei dem Begriff Vampire wurde ich sowieso hellwach, seit Will Mallmann alias Dracula II, seine große Schau abgezogen hatte.

Lange hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Ebensowenig von der Hexe Assunga, die im Besitz eines Zaubermantels war und deshalb eine große Macht besaß.

Der Platz unter der Laterne war leer. Mein Informant hielt sich zurück. Sein Name lautete Erich Meier. Er war bestimmt ebenso falsch wie sein Gebiß.

Wenn ich zu derartigen Treffen ging, stellte ich mich dementsprechend darauf ein, war auch vorsichtig und hatte auf eventuelle Verfolger geachtet, die sich in einem Gelände wie diesem von mir ungesehen bewegen konnten.

Niemand war mir über den Weg gelaufen, der meinen Verdacht erregt hätte. Zwar hatte ich einige lichtscheue Gestalten gesehen, aber mir wurden sie nicht gefährlich.

Ich erreichte die Laterne, schaute auf die Uhr und stellte fest, daß ich drei Minuten zu früh war. Da durfte ich mich auch nicht beschweren. Nachdem eine Viertelstunde vergangen war, schon. Ich wurde allmählich sauer. Der Regen nieselte auf meinen Trench und ebenfalls auf die Haare, die von keinem Hut geschützt wurden. Das war so das richtige Erkältungswetter im November.

Wann kam er? Kam er überhaupt?

Ich wartete, ich wurde ungeduldig, schaute immer in verschiedene Richtungen, hörte mal das Rattern eines nicht weit entfernt vorbeifahrenden Zuges - und sah die Gestalt.

Plötzlich war er da.

Er schien sich materialisiert zu haben, jedenfalls hatte ich ihn nicht kommen sehen.

Bisher hatte ich die Hände in den Trenchtaschen verborgen gehabt. Nun zog ich sie hervor und nahm eine lauernde und etwas abwartende Haltung ein.

Erich Meier trug einen Mantel wie ich. Nur war seiner dunkler und gerade geschnitten. Er umhing seinen Körper wie ein nasser Sack. Den Kopf schützte ein Hut, der zudem einen Schatten gegen die Stirn des langsam auf mich zuschlendernden Mannes warf.

Er blieb stehen, als uns noch drei Schritte trennten. »John Sinclair?« fragte er mich.

»Erich Meier?« fragte ich und hatte Mühe nicht zu lachen, denn diese Szene kam mir wie gestellt vor.

»Das bin ich.«

»Dann ist alles klar.«

Er kam näher, und ich machte sofort Nägel mit Köpfen. »Können wir uns nicht dort unterhalten, wo es trockener ist?«

»In einem Lokal?«

»Nein, nein, wir bleiben schon hier. Kommen Sie bitte mit.« Ich ging vor, und Erich Meier blieb zwei Schritte hinter mir, als wollte er mir den Rücken decken.

Der Boden glänzte schwarz und naß. Manche Pfützen sahen aus wie übergroße, dunkle Augen, die vom Boden aus zu beobachten schienen. Die Luft war schwer. Sie stank nach allen möglichen Gerüchen, und die Wolken lagen so tief, daß sie beinahe den Erdboden berührten.

Ich hatte mich schon zuvor umsehen können und das trockene Plätzchen nicht vergessen. Unter einem Vordach aus Wellblech, mit dem ein schmaler, kasernenartiger Bau abschloß, blieb ich stehen, drehte mich um und sah, wie Meier seinen Hut abnahm und das Wasser ausschüttete. Er war ein knochiger Typ, jedenfalls vom Gesicht her. Seine Haut zeigte eine ungesunde Farbe, und bei seiner nach unten breit verlaufenden Nase fielen die großen Löcher auf. Irgendwie paßten sie sogar zu den Lippen, die er leicht geschürzt hatte, als wollte er Regentropfen auffangen.

Wir schauten einander an. Jeder wartete darauf, daß der andere anfing. Ich tat Meier den Gefallen.

»Okay, ich bin bei diesem miesen Wetter rausgekommen, und ein derartiger Spaziergang sollte sich eigentlich immer lohnen. Was haben Sie mir zu sagen?«

»Einiges.«

»Hört sich gut an, aber was?«

Er schaute zurück, ob uns auch niemand gefolgt war. Da konnte er beruhigt sein. Dann holte er einen Zigarillo aus der Tasche, steckte ihn zwischen seine Lippen und ließ sich von mir Feuer geben.

Er paffte einige Wolken und fragte: »Sie wissen natürlich, was in den letzten beiden Jahren in Deutschland geschehen ist?«

»Natürlich.«

»Darum geht es nicht. Das heißt, es ist der Hintergrund. Im Blickpunkt steht der Stasi, der ehemalige Staatssicherheitsdienst. Der ist Ihnen auch ein Begriff?«

»Sie werden lachen, ja.« Ich fragte mich, ob mich der Knabe für dumm verkaufen wollte.

»Dann brauche ich ja nicht auf gewisse Einzelheiten einzugehen.«

»Nein, aber Sie gehörten dazu, wie ich annehme?«

»Richtig.«

»Und Sie laufen frei herum?«

Sein Gesicht zeigte ein kaltes Grinsen. »Natürlich laufe ich frei herum. Es gibt auch gewisse Leute bei uns, die eben sehr viel wissen,

und deren Wissen oftmals sehr wertvoll sein kann.«

»Verstehe…«

»Ich gehöre dazu. Ich lebe weiterhin in der Grauzone, sagen wir mal so. Aber ich muß eine Sache loswerden. Ich möchte vorausschicken, daß ich von Ihren Aktivitäten im vereinigten Deutschland gehört habe. Da waren die Fälle in Leipzig, Wittenberg und Berlin.« Er saugte an seinem Zigarillo und blies mir eine Wolke entgegen. »Sie sind uns also nicht unbekannt, Mr. Sinclair.«

»Und weiter.«

»Sie kennen auch Harry Stahl…«

»Er ist zu einem Freund geworden.«

»Das ist gut.«

»Okay, Mr. Meier, die Fronten sind abgesteckt. Kommen Sie endlich zur Sache. Bisher haben wir ja nur etwas wie Vergangenheitsbewältigung betrieben.«

»Das gehörte dazu. Reine Information.«

»Und was ist das Thema? Ich habe etwas von Vampiren läuten hören.«

»Da haben die Glocken richtig geschlagen. Aber nicht nur das, Mr. Sinclair. Es geht auch um den Stasi.«

»Eine Verquickung.«

Er schaute zu Boden und nickte. »Ja, leider, und es liegt schon einige Zeit zurück.«

»Wie lange?«

»Gut zehn Jahre.«

Ich winkte ab. »Für einen Vampir ist das keine Zeit.«

»Da haben Sie recht.« Er schaute auf die Glutspitze. »Nicht alles, was einmal war, ist durch die Vereinigung zerstört worden. Ich will damit sagen, daß es bei dem ehemaligen Staatssicherheitsdienst der ebenfalls ehemaligen DDR eine Gruppe gegeben hat, die nicht normal war.«

Jetzt horchte ich auf und bekam große Ohren. »Wollen Sie damit sagen, daß ein Teil dieses Dienstes von Vampiren unterwandert war?«

»Ein kleiner Teil!« korrigierte er mich.

Ich schluckte, wischte über meine Stirn, auf der Wassertropfen lagen und dachte daran, was das alles bedeuten konnte. Unheil in höchster Potenz.

»Sie schweigen?«

»In der Tat, denn ich dachte über gewisse Folgen nach. Andere Frage, was haben diese Stasi-Vampire angerichtet?«

»Ich weiß es nicht genau. Sie waren so etwas wie eine stille Reserve. Zum Einsatz gekommen, also zum vollen, sind sie wohl nicht. Aber sie sind noch da, nicht nur das, sie sind auch aktiv. Die Gegend um Dresden ist gewissermaßen ihr Revier. Rüber nach Osten in Richtung tschechischer Grenze, im Elbsandstein-Gebirge…«

»Gab es schon Opfer?«
»Soviel mir bekannt ist, noch nicht. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mich vor ihnen fürchte. Ich habe wahrscheinlich zu laut über meine Pläne gesprochen und rechne damit, daß sie mir bereits auf der Spur sind.«
»Haben Sie denn etwas gesehen? Sind Sie im Besitz irgendwelcher Beweise?«
»Keine Beweise.«
»Das ist schlecht.«
»Aber gesehen.« Er trat näher an mich heran. Ich konnte sein Rasierwasser riechen. »Ich bin verfolgt worden, Mr. Sinclair. Man weiß Bescheid, und ich weiß auch, daß diese Stasi-Blutsauger einen Anführer haben, der ihnen die Befehle gibt.«
»Kennen Sie den Namen?«
»Nein, nicht seinen richtigen. Eigentlich nur sein Pseudonym. Sie nennen ihn nur den Schwarzen.«
»Warum?«
»Das ist nicht politisch gemeint. Er liebt eben die Farbe Schwarz. Wie es sich für einen Vampir gehört.«
Darüber konnte ich nicht lachen. »Kann es sein, daß dieser Schwarze unter anderem auch Will Mallmann heißt?«
Meier überlegte einen Moment.
Dann winkte er ab. »Nein, diesen Namen habe ich noch nie gehört.«
»War auch nur nebenbei gefragt.«
»Warum?«
»Vergessen Sie es.« Ich räusperte mich und mußte niesen, allerdings sehr verhalten. »Gut, Mr. Meier, Sie haben mir jetzt die Lage erklärt, aber das wird nicht alles gewesen sein, schätze ich. Sie haben sich mit mir getroffen, weil Sie etwas von mir wollen.«
»Richtig.«
»Ich soll den Schwarzen stellen und die übrigen Stasi-Vampir-Clique aufmischen.«
»Das wäre ideal.«
»Für mich auch. Fragt sich nur, wo ich den Hobel ansetzen soll.«
»Bei uns. In Dresden.«
»Allein?«
»Wie meinen Sie das?« Er legte seine Stirn in Falten. »Soll ich an Ihrer Stelle reisen?«
»So habe ich das nicht gemeint. Dresden liegt nicht weit von Leipzig entfernt, und dort sitzt Kommissar Stahl, mit dem ich schon hervorragend zusammengearbeitet habe und der in etwa dort die gleiche Funktion besitzt wie ich hier. Auch er kümmert sich um Fälle, die den Bereich der nachvollziehbaren Realität oft genug verlassen.«
»Ich kenne seine Funktion.«

»Ist er dann informiert?«

Meier schüttelte den Kopf und erteilte mir eine einleuchtende Antwort. »Wir wollten den Kreis der Eingeweihten bewußt so klein wie möglich halten. Schließlich sind die Stasi-Vampire so etwas wie eine Brandbombe, die jeden Augenblick explodieren kann.«

»Da haben Sie recht.«

»Wenn ich Sie aber richtig verstanden habe, würden Sie gern mit Ihrem Freund zusammenarbeiten.«

»Das ja.«

»Wie vertrauenswürdig ist er.«

»Sehr. Vertrauenswürdiger jedenfalls als manche Geheimdienstleute, die es schafften, sagenhaft schnell die Seiten zu wechseln und sich nun bei ihren ehemaligen Feinden tummeln.«

»Ging das gegen mich?«

»Es ist mir egal, ob Sie sich den Schuh anziehen. Kommen wir wieder zur Sache. Ich werde also nach Dresden fahren und dort meine Ermittlungen aufnehmen.«

»So ist es.«

»Können Sie mir auch sagen, wie ich das machen soll? Welche Anhaltspunkte habe ich?«

»Eigentlich keine. Sie fangen praktisch von vorn und im Nichts an. Aber es gibt da eine Hoffnung«, sprach er schnell weiter, bevor ich protestieren konnte. »Es gibt noch alte Seilschaften, wir haben die Informationen, die über Jahre hinweg zurückliegen, und ich hatte das Glück, sie vor kurzem noch einsehen zu können.«

»Sie nahmen sich die Akten vor?«

»Das tat ich. Dabei stieß ich auf einen Fall, der schon zehn Jahre zurückliegt, und er scheint mir der Schlüssel zu sein.« Meier hob einen Finger. »Vor zehn Jahren wurde eine gewisse Helga Stoßflug entführt. Sie verschwand einfach von der Bildfläche. Ihr Mann, Helmut Stoßflug, der diesen Fall bei der zuständigen Polizei meldete, war fest davon überzeugt, daß seine Frau von einem Vampir geholt worden war. Das hat er jedenfalls zu Protokoll gegeben und auch unterschrieben.«

»Sie haben die alte Akte gelesen?«

»Sicher.« Er griff unter seinen Mantel. »Hier ist eine Kopie davon. Sie können sich selbst überzeugen.«

Eines mußte man diesem auf mich unsympathisch wirkenden Zeitgenossen lassen. Er beherrschte das Geschäft.

Ich faltete die Blätter auseinander. Es waren drei dünne Kopien. »Ich lese sie später.«

Erich Meier nickte. »Gut, dann wäre unser Gespräch damit beendet, sage ich mal.«

»Hier schon.«

Er lächelte. »Sie meinen, daß wir uns in Dresden wiedersehen werden, Mr. Sinclair?«
»Kann doch sein.«
Er schüttelte den Kopf. »Es wird nicht geschehen, denn ich bin nicht mehr dort tätig. Ich arbeite auf anderen Gebieten, außerdem fühle ich mich in Dresden nicht mehr wohl.«
»Verstehe.«
»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Wühlen Sie den Sumpf dieser Brut richtig durch. Sie werden bestimmt noch einige Überraschungen erleben.«
»Davon bin ich überzeugt.«
»Lassen Sie mich jetzt gehen?«
»Sicher, warum nicht?« fragte ich lachend.
»Ohne mich zu verfolgen. Ich werde aus Ihrem Land so heimlich verschwinden, wie ich gekommen bin. Unser Gespräch hat praktisch nicht stattgefunden.«
»Und was ist mit den Verfolgern, von denen Sie gesprochen haben und vor denen Sie sich fürchten?«
»Ich werde es schon überstehen. Aber ich habe Sie nicht angelogen. Es hat sie gegeben, die alten Stasi-Vampire sind wieder aufgewacht, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten.«
»Nichts dagegen.«
Er nickte mir noch einmal zu und ging. Okay, ich würde ihm den Gefallen tun und ihn nicht verfolgen. Schließlich hatte er mir einen wertvollen Tip gegeben. Was seine Vergangenheit anging und wie er sie mit seiner jetzigen Tätigkeit vereinbaren konnte, ging mich nichts an. Das war einzig und allein Sache der Deutschen.
Ich schaute ihm nach. Eine dunkle Gestalt, die in den Dunst hineintauchte und von einem Schleier umgeben wurde. Durch die weichen Gummisohlen waren seine Schritte nicht zu hören. Manchmal sah er aus, als würde er über dem nassen Boden schweben.
Ich wollte ihm einen so großen Vorsprung lassen, bis ich ihn nicht mehr sah.
Das gelang nicht.
Plötzlich zuckte er zusammen. Er blieb für einen Moment stehen, taumelte dann weiter, kippte nach vorn - und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.
Schwer fiel er zu Boden.
Ich aber startete. Aus seinen Bewegungen hatte ich herausgefunden, was mit ihm geschehen war.
Auf Erich Meier war geschossen worden. Und zwar aus einer Waffe mit aufgesetztem Schalldämpfer.
Er hatte recht behalten.
Seine Verfolger waren da!

***

Ich beging nicht den Fehler, wie ein Irrer loszurennen und in eine Kugel hineinzulaufen. Der heimtückische Schütze mußte links vor der leblosen Gestalt irgendwo in der grauen Finsternis verborgen bleiben.

Zwar bewegte ich mich auf den Stasi-Mann zu, aber ich schlug dabei einen kleinen Bogen und war, nachdem ich den Schutz des Wellblechdaches verlassen hatte, auf einen aus Metall bestehenden Abfallberg zugehuscht, der so hoch war, daß er mir eine ausgezeichnete Deckung bot.

Da kauerte ich mich hin.

Die feinen Regentropfen sprühten mir ins Gesicht. Ich roch auch das rostige Metall. Es strömte einen bestimmten Geruch ab, der unangenehm in meiner Nase kitzelte.

Erich Meier lag noch immer völlig regungslos auf der nassen Erde. Ich mußte davon ausgehen, daß es ihn tödlich erwischt hatte, denn wer einen Mann wie ihn jagte, war bestimmt kein Anfänger: Ich fragte mich nur, wo sich der heimtückische Schütze verborgen hielt? Deckung gab es auf diesem Gelände genug. Nichts war aufgeräumt worden, überall lagen Dinge herum, die man bewußt vergessen hatte, so daß mich das Gelände schon an ein Freilichtmuseum erinnerte.

Ferner ging ich davon aus, daß er Meier unter Kontrolle gehabt hatte. Also mußte er auch wissen, mit wem sich der Agent getroffen hatte.

Ich war demnach ein Zeuge, und Typen wie dieser Killer konnten Zeugen nicht gebrauchen.

Daß er sich nicht davon überzeugen würde, ob der Mann auch tot war, daran glaubte ich nicht. Er würde irgendwann erscheinen und nachschauen. Das war dann meine Sekunde.

Noch rührte sich nichts.

Ich hörte die Geräusche aus dem Bereich, wo noch gearbeitet wurde Man schuftete unter dem Schein der kalten Leuchtstofflampen, deren Widerschein gegen den düsteren Himmel stieß und dort ein großes bleiches Tuch hinterließ.

Ich schaute auf die Uhr.

Waren zwei oder drei Minuten verstrichen? Ich wußte es nicht, doch die Zeit wurde mir allmählich lang. Ich dachte bereits darüber nach, wie ich den Mordschützen aus seinem Versteck locken konnte.

Das Nachdenken konnte ich mir sparen, denn plötzlich war der Unbekannte da.

Ich hatte nicht einmal sehen können, wo er lauerte, ich sah ihn als dunkle Gestalt quer über den Platz huschen und dorthin laufen, wo Erich Meier lag.

Neben ihm ging er in die Hocke.

Himmel, wie sicher fühlte er sich denn? Er mußte doch wissen, daß es noch eine zweite Person gab.

Das hatte ich noch nicht erlebt. Auch als ich mich hochdrückte, blieb seine Haltung gleich, denn er drehte mir nach wir vor seinen breiten Rücken zu.

Ich lief auf ihn zu. Nicht sehr schnell, aber auch nicht langsam, und war dabei bemüht, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen, um den Kerl nur nicht zu warnen.

Er hörte mich trotzdem.

Ob er eine Waffe in der Hand hielt, wußte ich nicht. Ich richtete mich nur darauf ein und blieb in dem Augenblick stehen, als er sich bewegte und sich zu mir herumdrehte.

Ich zielte auf ihn.

Aber ich sah nur sein Gesicht unter dem langen, dunklen Haar. Nur dieses bleiche Oval, das verzerrt war, in dem der Mund offenstand, so daß ich die beiden spitzen Vampirzähne genau erkennen konnte…

***

Der neue Tag war nicht besser gewesen als der letzte, ebenso grau und trübe. Aber es war nicht finster wie in der Nacht, keine Zeit für Vampire, die Geschöpfe der Dunkelheit, und deshalb fühlte sich Helmut Stoßflug auch sicherer, als er sein altes Fahrrad aus dem Keller holte und in den Sattel stieg.

Er hatte zwar noch geschlafen, doch nach dem Aufwachen war die Erinnerung sofort wieder gekommen. Er hatte sich im Spiegel betrachtet und festgestellt, daß er in den letzten Stunden um Jahre gealtert war. Jetzt sah er aus wie fünfzig. Sein blondes Haar schien grau geworden zu sein, die blauen Augen hatten einen trüben Blick bekommen, und seine Haut zeigte ebenfalls eine ungesunde Blässe.

Stoßflug würde die Begegnung mit seiner verschwundenen Frau niemals vergessen, und wieder kam er sich vor wie damals, als er mit demselben Rad in dasselbe Polizeirevier gefahren war, um dort seine Meldung abzugeben.

Würden sie ihm diesmal glauben?

Kaum, denn in den Köpfen der Menschen hatte sich nicht viel verändert. Wohl aber in der Stadt Dresden selbst. Da wurde sehr viel gebaut. Da standen die Gerüste an den Häusern, da wurden die Straßen aufgerissen, damit sie neue Teerdecken bekamen. Man riß die alten Gleise der Straßenbahnen raus, um neue zu legen. Der Schutt alter Kriegsruinen wurde weggeschafft, damit man freie Plätze für neue Häuser schuf.

Es ging voran.

Das alles kannte der Radfahrer, darüber dachte er an diesem Morgen nicht nach. Ihn quälten andere Probleme.

Er blickte auch immer wieder in den grauen Himmel, ob sich nicht dort etwas bewegte, ihn plötzlich angriff, um ihm spitze Zähne in den

Hals zu hacken.
Es blieb alles normal.
Die Polizeistation lag in einer Straße, die schon ausgebessert worden war. Der Weg führte etwas bergauf, Stoßflug mußte sich in die Pedalen stemmen und hörte das Metall des Rads ächzen wie ein Bannerträger, der bald unter seiner Last zusammenbrach.
Das Wort Polizei leuchtete ihm in weißer Schrift auf blauem Grund entgegen, aber große Hoffnungen erweckte es bei Helmut Stoßflug nicht. Er hielt an und ärgerte sich darüber, daß er zu sehr außer Atem war. Man war eben nicht mehr der Jüngste.
Ein alter, hellblauer Trabant rollte vorbei. Ausgerechnet durch eine große Pfütze. Das lehmige Wasser spritzte zur Seite des Radfahrers hin.
Wütend schimpfte Stoßflug hinter dem Autofahrer her. Der hätte auch ausweichen können.
Helmut Stoßflug betrat den Gehsteig. Das Rad lehnte er gegen die Wand des alten Ziegelsteinbaus, in dem die Räume der Polizei untergebracht waren. Man hatte sie in den letzten Wochen erweitert.
Was neu hinzugekommen war, wußte Stoßflug nicht. Er betrat die kleine Station seit Jahren wieder zum erstenmal.
Ein flaues Gefühl hatte sich schon in seine Magengrube geschoben, als er die Stufen hochschritt. Es kribbelte zudem auf seinem Rücken, ein Zeichen der Nervosität.
Die Tür war noch immer die alte. Dick, fest und doch mit Spuren einiger Pflastersteine versehen, die idiotische Neo-Nazis bei ihren nächtlichen Streifzügen gegen das Gebäude geschleudert hatten.
Er schaute sich noch einmal um.
Vor dem Bau parkte der grünweiße Wagen der Polizisten. Es war ein Ford, und er stammte aus dem Westen.
In den Bau selbst hatte er nicht hineinschauen können. Die Scheiben waren in der unteren Hälfte mit gelblichweißer Farbe bestrichen. Er mußte schellen, jemand fragte ihn nach seinem Namen. Die Stille drang aus den Rillen eines in der Wand eingelassenen Lautsprechers.
Dann wurde aufgedrückt.
Helmut Stoßflug betrat einen muffigen Flur mit einer Wartebank und bekritzelten Wänden. Um in das Büro zu gelangen, mußte er sich nach links wenden.
Die alte Barriere war noch da. Dahinter standen auch die alten Schreibtische, aber die Computer hatte es vor einigen Monaten noch nicht geben.
Drei Schreibtische, drei Beamte. Eine Tür führte zu den neuen Räumen. Sie war aber geschlossen.
Helmut Stoßflug wurde blaß, als er den dicken Beamten sah, den er auch vor zehn Jahren schon erlebt hatte. Der Mann war natürlich älter

geworden, das Haar wuchs nur mehr spärlich, der Bauch war noch dicker geworden, das Gesicht noch runder.

Und er stand auf. Ein Grinsen klebte in seinem Gesicht. Wahrscheinlich hatte er sich wieder erinnert.

Die beiden Männer schauten sich an. Vor der Wende hätte Helmut Stoßflug noch weggesehen, diesmal hielt er den Blicken stand und sagte sogar, wobei er über seinen eigenen Mut noch erschrak.

»Sie… Sie sind ja noch immer da.«

»Klar doch. Ich werde erst in fünf Jahren pensioniert. Wie schön, daß man sich wiedersieht, Herr Stoßflug.« Sein Gesicht wurde frech. »Suchen Sie noch immer nach Ihrer Frau?«

»Ja.«

»Wie schade. Das ist inzwischen verjährt.«

Helmut schüttelte den Kopf. »Ist es nicht. Wegen meiner Frau bin ich nämlich gekommen.«

»Aha. Dann ist sie möglicherweise wieder aufgetaucht - oder?« spottete der Beamte.

»In der Tat. Ich habe sie in der vergangenen Nacht gesehen. Leider nicht als Mensch.«

»Wohl ein Geist gewesen, wie?« höhnte der Beamte.

»Nein, das nicht. Sie war ein Vampir und schwebte vor dem Fenster meines Schlafzimmers.« Stoßflug hatte so laut gesprochen, daß seine Worte auch von den anderen beiden Beamten gehört worden waren, und die drei Männer standen plötzlich da wie Wachspuppen.

Nur der Dicke lief rot an. »Wollen Sie mich verarschen?« fragte er im breitesten Sächsisch.

Helmut Stoßflug schüttelte den Kopf. »Das würde ich mir nie erlauben. Es ist mir ebenso ernst wie vor zehn Jahren.«

»Klar, und damit sind Sie damals in der Klapsmühle gelandet.«

»Was zu den Zeiten auch sehr schnell ging und sich dann als Irrtum herausstellte.«

Ein zweiter Beamter trat an die Barriere heran. »Geh mal zur Seite, Heinrich«, sagte er. »Mein Name ist Uwe Kleist«, stellte er sich vor. »Ich bin noch nicht lange hier und möchte Sie bitten, mir die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich in der Vergangenheit und auch in der letzten Nacht abgespielt hat. Wir können dann ein Protokoll aufsetzen.«

Helmut Stoßflug atmete tief durch. Erst jetzt fühlte er sich wohler. Denn diesem jungen Beamten vertraute er. »Ja«, sagte er mit fester Stimme, »dann werde ich mal beginnen.«

»Bitte, tun Sie das.«

Helmut Stoßflug erzählte. Er redete so viel und so schnell wie lange nicht mehr. Die Worte sprudelten nur so aus seinem Mund hervor. Während der alte Beamte sich zur Seite gedreht hatte, damit sein

Grinsen nicht zu sehen war, hörte Uwe Kleist sehr aufmerksam zu und sah dabei gar nicht aus, als wollte er Stoßflug nicht glauben.

»Tja, jetzt wissen Sie alles, Herr Kleist. So und nicht anders ist es gewesen.«

Kleist nickte. »Und Ihre Frau schwebte tatsächlich in der Luft.«

»Ja«, prustete Heinrich. »Die schwebende Jungfrau. Mann, der will uns doch hier einseifen.«

»Halt den Mund, verdammt.«

»Bin ja schon still.« Heinrich verschwand im Nebenraum, wo er dann beleidigt blieb.

Helmut Stoßflug wurde hinter die Barriere gebeten, wo er sich setzen konnte. Uwe Kleist persönlich nahm das Protokoll auf. Er kam aus dem Westen und wußte, wie man tat und wo es langging.

Ihn lachte keiner mehr aus, und nach fast zwei Stunden konnte Stoßflug das Protokoll unterschreiben, was er auch gern tat. Inzwischen hatte er seine Jacke ausgezogen. Im Raum war es einfach zu warm. Die anderen Besucher, die zwischendurch erschienen waren, hatte er kaum wahrgenommen.

Seine Hand zitterte, als er den Kugelschreiber zurückgab.

»Und was geschieht jetzt, Herr Kleist?«

Der Beamte drückte sich auf seinem Stuhl zurecht. »Das ist eine gute Frage.«

»Die ich nicht grundlos gestellt habe. Vampire bilden eine wahnsinnige Gefahr, glauben Sie mir. Ich habe mich nach dem Verschwinden meiner Frau mit diesem Thema ausführlich beschäftigt.«

»Das nehme ich Ihnen ohne weiteres ab, Herr Stoßflug. Nur möchte ich Sie zuvor eines fragen.«

»Bitte.«

»Würden Sie das, was Sie in der vergangenen Nacht gesehen haben, auch beschwören? Vor Gericht, meine ich.«

»Sofort. Ohne Einschränkung, Herr Kleist.«

»Dann ist es gut.«

»Meinen Sie denn, daß es zu einer Gerichtsverhandlung kommen wird?«

»Das kann man nicht sagen.«

»Und was geschieht jetzt mit dem Fall?« wollte Helmut wissen. »Ich meine, Sie müssen ihn doch untersuchen - oder nicht?«

»Das werden wir schon.«

»Wo setzen Sie dabei an?«

Uwe Kleist wischte über seine Stirn. »In Leipzig, Herr Stoßflug.« Er lachte, als er dessen Gesicht sah, weil es Unverständnis zeigte. »Ja, in Leipzig«, wiederholte der Polizist, »denn dort sitzt jemand, der auf solche und ähnliche Fälle wartet.«

»Wie das?«
»Dort arbeitet ein Kommissar namens Harry Stahl. Er ist ein normaler Polizist, aber er kümmert sich auch um Fälle wie Ihren. Ich will nicht sagen, daß er darauf spezialisiert ist, gehe aber davon aus, daß er sich darum kümmern wird.«
»Hört sich gut an.«
Kleist spielte mit einem Bleistift. Der junge Mann hatte blondes Haar, es war in einer Welle nach hinten gekämmt. Auf seiner Oberlippe wucherte ein blonder Schnauzbart. »Es kann auch gut werden, Herr Stoßflug, es kann aber auch in die andere Richtung laufen und für Sie zu einem Bumerang werden.«
»Wieso?«
Der Beamte warf den Bleistift in eine Schale. »Indem Sie uns reingelegt haben.«
Hätte Stoßflug gekonnt, wäre er zurückgewichen. So aber schüttelte er nur den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Das ist… verdammt noch mal, was denken Sie von mir?«
»Was ich denke, spielt keine Rolle.« Kleist blieb ganz ruhig. »Es geht mir einzig und allein um die Fakten. Es kommt dabei auf den Fall an, Herr Stoßflug. Alles Persönliche muß ich als ermittelnder Beamter aus dem Spiel lassen.«
Helmut hatte sich wieder beruhigt und nickte. »Wenn Sie das so sehen, haben Sie sicherlich recht.«
»Das glaube ich auch.« Kleist schaute auf seine Uhr. »War sonst noch etwas?«
»Nein, ich habe alles gesagt.« Auch Stoßflug erhob sich.
Die beiden Männer reichten sich die Hände. »Ihre Adresse haben wir ja, dann sehen wir weiter.«
»Ich danke Ihnen.«
»Bitte, wir sind für den Bürger da. Auch wenn es manchmal nicht so scheint.«
»Wie bei Heinrich, nicht?«
»Der sitzt noch seine Jahre hier ab. Was soll's? Lassen Sie ihn doch, Herr Stoßflug.«
»Ein sehr teures Gnadenbrot«, sagte Helmut, grüßte und verließ das Polizeigebäude.
Draußen atmete er tief durch - und hätte sich beinahe verschluckt, als er Heinrich neben seinem Fahrrad stehen sah. Der Mann drohte ihm mit dem Finger. »Glauben Sie nur nicht, daß Sie gewonnen haben, Meister. Wir reden noch.«
»Wann?«
»Das bestimme ich.«
Stoßflug nahm sein Rad. »Abwarten«, sagte er nur. »Sie kennen doch das Sprichwort, Herr Heinrich. Wer zuletzt lacht, der lacht am besten.

Das hat selbst der Sozialismus nicht austreiben können.« Damit stieg er in den Sattel und fuhr davon.
»Ich bin es, der zuletzt lacht!« brüllte Heinrich ihm noch nach, aber Helmut Stoßflug ließ sich nicht beirren. Er hob den rechten Arm und streckte aus der Faust den Mittelfinger in die Höhe.
Genau das hielt er von Heinrich.

***

Verdammt, ein Vampir!
Ich leistete Erich Meier insgeheim Abbitte, denn bisher hatte ich seinen Ausführungen nicht so recht geglaubt.
Irgendwo wollte ich es nicht so richtig packen, diesen Blutsauger hier in London zu sehen. Die Szene kam mir vor, als wäre sie einfach in die Wirklichkeit hineingestellt worden, ohne direkt einen Bezug zu ihr zu besitzen.
Die Fratze des Blutsaugers war naß, aber auch gleichzeitig bleich. Ich wußte nicht, ob die weit geöffneten Augen Überraschung zeigten, mir war auch nicht bekannt, ob er den starren Mann noch gebissen hatte, denn an seinen Zähnen schimmerte kein Blut. Ich wußte nur, daß ich ihn nicht entkommen lassen durfte.
Er war gekleidet wie ein Mensch. Die graue Kleidung hatte sich in ihrer Farbe dem Wetter angepaßt. Er war nicht mehr ein Schatten innerhalb dieses düsteren Tages.
Ich hatte die Waffe.
Ich brauchte nur abzudrücken, um ihn mit der geweihten Silberkugel das Gesicht zu zerschmettern.
Ganz einfach, kaum der Rede wert. Dennoch zögerte ich, behielt aber den Finger am Abzug.
Für mich war etwas anderes wichtig. Ich wollte wissen, woher er kam, wer hinter ihm steckte, was dieser geheimnisvolle Schwarze noch vorhatte.
Deshalb mußte ich ihn bannen.
Er aber wollte nicht.
Meine Überlegungen waren mir in wenigen Sekunden blitzartig durch den Kopf geschossen. In dieser Zeit hatte sich auch der Blutsauger nicht gerührt, aber auch er ahnte wohl, daß ihm hier jemand gegenüberstand, der stärker war.
Er versuchte alles.
Angetrieben durch seinen raubtierhaften Instinkt bewegte er sich ruckartig zur Seite. Dabei wirbelte etwas auf mich zu, das ich zunächst nicht erkannte.
Ich erschrak.
Der Hut des Toten traf mich wie ein nasser Lappen. Er war wuchtig geschleudert worden. Wie ein nasser Lappen klatschte er gegen mein

Gesicht. Diese winzige Zeitspanne nutzte der Untote aus und huschte zur Seite. Er war nicht nur schnell, sondern auch raffiniert. In einer Zickzacklinie rannte er davon.

Dabei verringerten sich bei mir die Chancen, ihn mit einem schnellen Schuß zu treffen.

Er rannte durch die Pfützen. Das Wasser spritzte hoch, wenn er mit seinen Füßen hineintrampelte.

Ich kannte sein Ziel nicht, wichtig war, daß er mir nicht entwischte.

Ich nahm die Verfolgung auf.

Wer von uns gewinnen würde, stand auf der Kippe. Die Kraft eines Untoten war ungeheuer, er brauchte sich nicht zu erholen, er konnte bis in alle Ewigkeit weiterkämpfen, aber er mußte auch mit den Tücken des Lebens zurechtkommen.

Das waren hier die alten Gleise.

In der Dunkelheit kaum zu sehen. Vielleicht wie dünne helle Arme, die auf dem Boden lagen.

Der Blutsauger stolperte.

Ich sah ihn fallen. Es war für mich ein wunderbares Bild, wie er noch versuchte, auf den Beinen zu bleiben, es aber nicht schaffte und dann mit beiden Armen rudernd zu Boden ging.

Bevor sich dieser Blutsauger noch auf die Füße stemmen konnte, hatte ich ihn erreicht.

Er blieb liegen, ich blieb stehen. Mein Atem pumpte schwer, die Waffe hielt ich schräg nach unten gerichtet. Die Mündung zeigte auf das dunkle Etwas vor mir.

Er rührte sich nicht. Der Mantel lag wie ein Zelt über seiner Gestalt. Natürlich war ich mißtrauisch.

Ich hatte den Eindruck, wieder reingelegt zu werden.

Der dünne Sprühregen wirbelte gegen mein Gesicht. Er hatte sich wie ein Vorhang über alles gelegt, auch über den Blutsauger, der sich noch immer nicht rührte.

Ich stieß ihn an.

Erst als ich den Schuh wieder zurückzog, reagierte die Gestalt. Da bewegte sich der Mantel, er warf Falten, aber sonst geschah nichts. Der Blutsauger dachte nicht daran, aufzustehen.

Etwas stimmte nicht.

Ich kannte mich mit Vampiren aus. Oft genug hatte ich gegen sie kämpfen müssen. Es war mir auch gelungen, zahlreiche von ihnen zu stellen, doch so etwas wie in diesem Fall war mir noch nicht untergekommen. Das gab es nicht, daß sich ein Vampir einfach aufgab. Es mußte irgendein Trick dahinterstecken.

Ich trat noch einmal zu.

Der Körper bewegte sich zwar, allerdings nur durch meinen Tritt. Der Blutsauger jedenfalls traf keinerlei Anstalten, sich zu erheben. Er blieb

liegen.

Mir schossen einige Möglichkeiten durch den Kopf. Ich dachte daran, daß er möglicherweise in eine tödliche Falle geraten war. Daß in seiner Brust ein hochstehendes Stück Eisen steckte, in das er hineingefallen war. So etwas kam vor, und diese unwahrscheinlichen Zufälle gab es nicht nur im Film.

Ich spielte mit dem Gedanken, den Körper mit meinem Kreuz zu berühren, als ich zuvor noch einen letzten Versuch unternahm. Diesmal trat ich ihn nicht. Es gelang mir, den Fuß unter seinen Körper zu klemmen und ihn herumzuwuchten. Bei dieser schweren Gestalt mußte ich einiges an Kraft aufwenden. Schwerfällig nur rollte er auf den Rücken, beobachtet von der Mündung meiner Beretta, die gegen ihn zeigte.

Er lag starr, er griff mich nicht an, und sein Gesicht sah aus, als bestünde die Haut aus alter Pelle.

Sie war zusammengezogen und von einer braungrauen Farbe. Seine Augen sahen aus wie stumpfe Spiegelflächen, die Nase saß schief, als hätte sie beim Aufprall noch einen Schlag abbekommen.

Wieso?

Es war mir hier zu dunkel. Ich schaltete meine kleine Lampe an und leuchtete von seinem Gesicht abwärts.

Der Blutsauger hatte den rechten Arm angewinkelt und seine Hand wie einen schweren Stein auf die Brust gelegt. Das wiederum wunderte mich, denn für diese sehr ungewöhnliche Geste mußte es einen Grund geben.

Ich hatte mich bereits innerlich entspannt. Ein Gefühl sagte mir, daß von dieser Gestalt keine Gefahr drohte. Deshalb bückte ich mich ihm entgegen, umfaßte das Handgelenk und zerrte die Klaue selbst mit einer langsamen Bewegung zur Seite.

Deutlich spürte ich den Widerstand. Irgend etwas hakte dort fest. Ich wußte nicht, was es war.

Dann lag die Brust frei.

Mein Atem stockte. Was ich hier sah, hatte ich bei einem Vampir noch nie erlebt.

Dieser Untote hatte sich gerichtet!

In seiner Brust, genau in Höhe des Herzens steckte eine lange Nadel. Sie schaute zwar hervor, war aber gleichzeitig tief in seinen Körper eingedrungen, hatte damit auch das Herz erwischt und seinem untoten Dasein ein Ende bereitet.

Aus, vorbei…

Ich stand unbeweglich auf dem Fleck, spürte den Regen nicht mehr, und durch meinen Kopf schossen zahlreiche Gedanken. Es war mir noch immer unverständlich, was ich hier sah. Warum brachte sich ein Vampir selbst um? Weshalb griff er zum Selbstmord?

In der Kehle spürte ich einen Geschmack nach Galle. Es war wohl die Ahnung, die mir sagte, daß ich hier einem Phänomen gegenüberstand, das mich noch lange beschäftigen würde.

Selbstmord bei einem Vampir. Das war völlig neu, daß hatte es wohl noch nie gegeben.

Ich schaute mir die Nadel genauer an, als ich neben dem vernichteten Blutsauger kniete. Sie bestand aus einem hell glänzenden Metall. Silber war es nicht. Ich ging von Edelstahl aus. Der Blutsauger mußte gewußt haben, daß er gegen mich und meine Waffe keine Chance hatte. Anstatt zu fliehen, hatte er zum Radikalmittel gegriffen.

Er hatte damit auf eine weitere Existenz verzichtet, auf das zahlreiche Blut, daß er noch hätte saugen können, und kein Vampir tat so etwas freiwillig.

Für mich stand in diesem Augenblick fest, daß er freiwillig-unfreiwillig diese Tat begangen hatte.

Ihm muß der Befehl dazu irgendwie einprogrammiert worden sein.

Verdammt auch!

Ich wischte über mein nasses Gesicht. Damit war der Fall längst nicht gelöst, ich war auch nicht weitergekommen. Derjenige, der mir hätte helfen können, war tot.

Ich durchsuchte den Blutsauger nach Waffen. Ich fand den Revolver mit dem Schalldämpfer an seinem Rücken, im Hosengürtel steckend. Dabei fragte ich mich, weshalb er sich nicht damit gewehrt hatte. Er hätte mich ebenso umbringen können wie Erich Maier.

Vielleicht war ihm die Zeit dazu nicht geblieben. Er hatte die Waffe ja schon weggesteckt gehabt, als ich auf ihn zurannte. Jedenfalls war diese Spur gelöscht worden.

Mir blieben die Aussagen des Stasi-Mannes, die sich allerdings nur aus gewissen Andeutungen zusammensetzten. Den genauen Hintergrund würde ich erforschen müssen.

Ich stand wieder auf.

In diesem Moment fühlte ich mich sehr allein. Ich stand inmitten das Regens, kam mir plötzlich sehr einsam und verlassen vor. Ich hätte gern mit jemandem über diesen Fall gesprochen. Um dies zu tun, mußte ich zurück zu meinem Wagen.

Dia Mordkommission würde Arbeit bekommen. Für sie war dar Fall gewissermaßen schon erledigt.

Für mich fing er erst an!

***

Sir James Powell, in dessen Büro ich saß, schaute mich sorgenvoll an. Immer wann ich den Begriff Stasi erwähnte, verzog er das Gesicht, als hätte er einige Tropfen Säure geschluckt.

»Das gefällt mir nicht, John, das gefällt mir überhaupt nicht, muß ich

Ihnen sagen.«
»Mir machen Vampire auch keinen Spaß«, gab ich zu.
Er winkte ab. »So meine ich das nicht einmal. Es geht mir um andere Dinge.«
»Stasi?«
»Richtig. Bisher war ich dar Meinung gewesen, daß es Sache der Deutschen ist, sich mit dieser Organisation herumzuschlagen. Das stimmt wohl jetzt nicht mehr.«
»Es sieht so aus, Sir.«
»Wir müssen uns reinhängen.«
Ich hob die Schultern. »Klar, Vampire sind eine Sache, die uns etwas angehen. Das ist international. Zum Glück habe ich in Leipzig einen Freund sitzen. Ich werde Harry Stahl Bescheid gaben, damit er sich einmal umhört. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Mann wie er sich bei der Stasi auskennt, auch wenn er selbst nicht zu diesem Verein gehört hat.«
»Ja, das denke ich auch.«
»Wann werden Sie ihn anrufen?«
Ich schaute auf die Uhr. »Direkt.«
Sir James hob den Hörer an und hielt ihn mir entgegen. Er hatte die Nummer das Kommissars eingespeichert. Leider bekam ich Stahl nicht an den Apparat. Er sei dienstlich unterwegs, hieß es.
»Wann kehrt er zurück?«
»Das können wir Ihnen leider nicht sagen«, erwiderte die Stimme. »Es kann lange dauern.«
»Worum geht es?« fragte ich aus reiner Neugierde.
»Tut mir leid, wir sind nicht informiert«, kam die recht reserviert klingende Antwort zurück.
Ich legte auf.
»Nichts?« fragte Sir James.
»So ist es.«
»Und was werden Sie jetzt machen?«
»Nach Hause fahren, Sir. Ich setze mich dort ans Telefon und werde versuchen, Stahl zu erreichen. Das ist alles, was ich tun kann. Sicherheitshalber lasse ich mir schon die Tickets reservieren. Ich weiß, daß es eine Maschine von Düsseldorf nach Leipzig gibt.«
»Einverstanden.«
Mit dem Versprachen, Sir James auf dem laufenden zu halten, verließ ich sein Büro. Es war relativ spät geworden, schon nach 19.00 Uhr. Ich sah Glenda nicht mehr im Büro, holte von dort noch meinen feuchten Mantel und machte mich auf den Wag nach Hause.
Ich nahm den Wagen, ärgerte mich mal wieder über die auch zu dieser Zeit vorhandenen Staus, schimpfte ebenfalls über das Wetter, das über London wie ein grauer Vorhang hing, und war froh, als ich

den Rover in dar Tiefgarage abstellen konnte.
In meiner Wohnung angekommen, atmete ich zunächst einmal tief durch. Sie und die Leere auf dem Hafengelände waren zwei verschiedene Welten. Ich machte mir einen Tee, der mich durchwärmen sollte, und kam mir gleichzeitig auch allein vor.
Es konnte daran liegen, daß ich keinen Partner hatte, der mit mir zusammen an demselben Fall hätte arbeiten können. Suko war eben in Paris, ich konnte ihn auch nicht herzaubern. Es war allein seine Entscheidung gewesen. Irgendwann würde er es sich überlegt haben und wieder nach London zurückkehren.
Telefon, Teekanne und die Tasse standen beisammen. Ich versuchte es immer wieder, kam auch relativ gut durch, doch Harry Stahl war nicht zu erreichen.
Ausgerechnet jetzt.
Dafür erhielt ich zwei Anrufe vom Leiter dar Mordkommission. Sie betrafen die beiden Leichen.
Leider konnte ich dem Kollegen nicht weiterhelfen, da dar Fall noch in den Kinderschuhen steckte.
Dar dritte Anruf, die Kanne mit dem Tee war fast geleert, riß mich aus meiner Lethargie.
»Hallo, John…«
»Mann, Harry!« schrie ich in den Hörer. »Das darf doch nicht wahr sein, daß du anrufst!«
»Wieso?«
»Weil ich gerade versucht habe, dich zu erreichen. Es hieß, du seist unterwegs.«
»Das stimmt.« Seine Stimme klang nicht gerade optimistisch. »Ich war in einem Fall unterwegs, der möglicherweise noch keiner war, aber einer werden kann und dann uns beide angeht.«
Ich schoß die Frage wie einen Pfeil ab. »Denkst du vielleicht an einen Stasi-Vampir?«
Stille, nicht einmal Schnaufen hörte ich. Dann räusperte er sich. »Wie kommst du darauf?«
»Es könnte sein, da ich an demselben Fall arbeite und möglicherweise schon weiter bin als du.«
»Das gibt es doch nicht«, stöhnte er.
»Hör zu…«
Während der folgenden Minuten berichtete ich, was mir widerfahren war. Ich hatte in Harry einen guten Zuhörer, erfuhr aber auch von einem Mann namens Helmut Stoßflug, einem Dresdener, dar behauptet hatte, seine Frau, die vor zehn Jahren von einem Vampir entführt worden war, als Blutsaugerin wiedergesehen zu haben.
»Und die Maldung bekam ich auf den Tisch, weil ein Polizist mal geschaltet hat.«

»Das hört sich gut an. Bist du schon weitergekommen?«
»Nein, nicht direkt. Ich werde morgen nach Dresden fahren und mich mit Herrn Stoßflug unterhalten. Dann gebe ich dir Bescheid, John.«
»Wir fahren gemeinsam, Harry.«
»Wie?«
»Ich nehme die erste Maschine nach Düsseldorf und von dort aus weiter nach Leipzig. Du brauchst nur am Flughafen zu stehen und mich dort abzuholen.«
Der deutsche Kommissar lachte. »Das ist ja mehr, als ich habe erwarten können.«
»Wieso?«
»Ich habe gedacht, daß ich dich erst noch überreden muß. Es ist schon eine haarige Sache, daß ein ehemaliger Stasi-Mann sich an dich wendet und damit ein völlig neues Kapitel in der Geschichte dieses unseligen Sicherheitsdienstes aufschlägt. Sie scheinen jetzt wieder aktiv geworden zu sein, oder sehen ihre Zeit für gekommen.« Er atmete tief aus.
»Ich habe das Gefühl, daß wir noch einige gefährliche Altlasten räumen müssen.«
»Mit diesem Eindruck stehst du nicht allein, Harry.«
»Okay, John, dann bis morgen.« Er lachte und sagte dann: »Wenn ich so an den Fall denke, der uns nach Berlin und Wittenberg geführt hat, so kann ich nur sagen, daß wir mit Vampiren schon unsere Erfahrungen gesammelt haben.«
»Das schon, aber nicht mit Stasi-Vampiren. Und auch nicht mit Blutsaugern, die Selbstmord begehen. Aber tu mir noch einen Gefallen. Versuche mal, ob du etwas über eine Person herausfinden kannst, die der Schwarze genannt wird.«
»Ach ja, du hast sie erwähnt.«
»Eben.«
»Mach' ich, John, bis morgen. Und guten Flug.«
»Danke. Dafür kannst du dann anderes Wetter bestellen.«
»Ich werde es Petrus ausrichten.«
Freunde, ich fühlte mich nach diesem Gespräch viel besser. Es ging voran, dafür wollte ich mich selbst belohnen. Wieder einmal hatte es sich gezeigt, daß eine internationale Zusammenarbeit sehr hilfreich sein kann. Kein Land kann nur allein für sich leben, dazu sind die Beziehungen einfach zu vielschichtig.
Ich holte mir aus dem Barschrank die noch geschlossene Flasche Scotch. Kognak hatte ich nicht mehr, deshalb hielt ich mich daran und gönnte mir einen Whisky für Erwachsene.
Danach telefonierte ich wieder. Sir James erwischte ich noch in seinem Büro.
Er lachte leise. »Ich wußte doch, daß Sie noch einmal anrufen, John.

Deshalb bin ich auch geblieben.«

»Vor allen Dingen dann, wenn man so gute Nachrichten überbringt, wie ich es tue.«

»Sie haben Herrn Stahl erreicht?«

»Nein, er mich.«

In Sir James hatte er einen guten Zuhörer. Viel brauchte er zu meinem Bericht nicht mehr zu sagen, aber ein Satz war für mich doch sehr wichtig.

»Ihr Ticket liegt bereits am Schalter. Sie müssen es nur noch abholen, John.«

»Danke, Sir…«

***

Wind war aufgekommen, hatte die graue Wolkendecke über Dresden aufgerissen, aber auch kühlere Temperaturen mitgebracht. Im Radio war von Schnee gesprochen worden, der in den Mittelgebirgen fallen sollte, aber das hatte Helmut Stoßflug nicht weiter gestört.

Ein anderes Problem war schlimmer.

Er hatte kein Bier mehr.

Wütend darüber, daß er vergessen hatte, sich etwas zu besorgen, hämmerte er die Tür des neuen Kühlschranks zu. Es gab nur eine Möglichkeit, an den Gerstensaft heranzukommen. Er mußte um die Ecke gehen und die alte Frau Sander bitten, ihm noch etwas zu verkaufen.

Das Geschäft hieß Sanders Saftladen. Es wurde nicht allein Saft, sondern auch Alkohol verkauft, neben anderen Lebensmitteln und einigen Süßigkeiten natürlich.

Den ganzen Tag über hatte er nur an seine Frau gedacht und sich vor der Dunkelheit gefürchtet. Als er das Haus verließ, war es bereits finster. In der rechten Hand trug er die alte Einkaufstasche, die er von seinen Eltern geerbt hatte. Sie war unzerstörbar. Zehn Flaschen konnte sie schon aufnehmen.

In der Haustür blieb er stehen.

Wie ein Dieb schaute er sich um, aber keiner war da, um ihm aufzulauern.

Es herrschte normaler Betrieb, das heißt, mehr Fußgänger als Autofahrer. Helmut war allerdings sicher, daß sich dies irgendwann ändern würde. Frau Sander war noch im Laden, auch wenn sie die Tür abgeschlossen hatte. Das Glas war von innen mit einigen Plakaten beklebt worden, und Stoßflug mußte sich bücken und durch eine schmale Lücke zwischen den Blättern schauen, um überhaupt etwas erkennen zu können.

Frau Sander räumte Waren in eines der Regale. Sie war schon über sechzig, aber durchaus agil und gut drauf. Sie dachte zudem nicht

daran, das Geschäft aufzugeben. Jetzt, wo sie endlich auch die Dinge bekam, von denen sie früher nur geträumt hatte.

Helmut Stoßflug klopfte gegen das Glas der Tür und sah, wie sich Frau Sander umdrehte. Sie war vorsichtig, als sie zu ihm kam. Am kleinen Schaufenster blieb sie stehen, reckte sich, und auch Stoßflug hatte seinen Standort verändert.

Er winkte.

Frau Sander nickte. Aus der Tasche holte sie einen Schlüssel, schloß auf, so daß der Kunde den Laden, es war kaum mehr als ein langer Schlauch, betreten konnte. Rechts und links standen zwei Regalreihen an der Wand. Der Tür gegenüber und am Ende des Geschäfts, war ein neues Kühlregal aufgestellt worden.

»So spät noch, Helmut?« Frau Sander kannte ihn von klein auf und sagte du.

»Ja, ich habe Durst.«

»Du hast kein Bier mehr, stimmt's?«

»Richtig.«

Die ältere Frau lächelte und schloß die Tür. »Dann komm mal mit nach hinten.«

Sie durchquerten das Geschäft. Neben der Kühltheke stand eine schmale Schiebetür offen. Dahinter lag ein Raum, der als Lager diente. Frau Sander ging vor und machte Licht.

Es roch nach Gemüse, Kräutern und Gewürzen. Einen Kühlschrank gab, es nicht. Es war auch so kalt genug. Durch zwei Fenster, die mit Fliegengittern abgesichert waren, strömte kalte Luft.

Die Kästen mit den Bierflaschen stapelten sich an der linken Seite. Unter zwei Marken konnte der Käufer wählen.

Er entschied sich für das Wessie-Bier und kaufte gleich zehn Flaschen, die er in seine Tasche packte.

»Hast du Besuch, Helmut?«

»Nein.« Er richtete sich auf. »Ich wollte mir nur einen kleinen Vorrat anlegen.«

»Ich dachte schon, es käme jemand zu dir.«

»Wieso denn?«

Frau Sander verließ den Raum und lachte dabei. »Es ist mehr als komisch, Helmut, wirklich.«

»Was ist komisch?«

Neben der Kühltheke war Frau Sander stehengeblieben und rieb ihre Handflächen über den weißen Kittelstoff. »Weißt du, heute hatte ich tatsächlich den Eindruck gehabt, deine Frau gesehen zu haben. Es war kurz vor dem Schließen des Ladens…«

»Was? Meine Frau?«

»Ja, Helmut. Aber rag dich doch nicht auf. Das waren die Einbildungen einer alten Frau.«

Er schluckte, war blaß geworden und starrte für einen Moment ins Leere.
»Ha, Helmut, was hast du dann?«
»Nichts, eigentlich, nein…«
»Doch, da ist doch etwas.«
»Ich war nur so überrascht, wissen Sie. Meine Frau ist ja seit zahn Jahren verschwunden…«
»Himmel«, unterbrach sie ihn. »So lange ist das schon har.«
»Ja - leider.«
Sie nickte. »Da sieht man wieder, wie alt man wird. Komm mit zur Kassa, ich rechne das eben aus.«
Stoßflug folgte dar Frau. Dabei hatte er den Eindruck, auf Watte zu gehen. Dia Welt hatte sich verändert. In seinem Kopf summte und hämmerte es. Er war nicht in dar Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Erst als er zählte und das Wechselgeld entgegennahm, ging es ihm besser. Er schaute die Lebensmittelhändlerin an. »Sagen Sie bitte, Frau Sander, wann haben Sie dann meine Frau gesehen? Und wo ist es gewesen?«
»Das ist doch unwichtig.«
»Nein, für mich nicht.«
»Eine Täuschung.«
»Bitte, Frau Sander, tun Sie mir den Gefallen.«
Sie stöhnte auf. »Also gut, Helmut, wann es dich beruhigt. Ich weiß ja, wie du gelitten hast.«
»Das kann man wohl sagen.«
Luisa Sander lächelte plötzlich versonnen vor sich hin. »Es war einmalig«, sagte sie, »eine Gastalt wie aus einem Traum. Sie hatte sogar noch ihr langes, rotblondes Haar. Und sie stand auf dar anderen Straßenseite, schaute zu mir hinüber, sah aus, als wollte sie jeden Augenblick vorkommen und mich begrüßen.«
Helmut Stoßflug hatte sich bei diesen Worten verkrampft und die Hände zu Fäusten geballt. Er hörte genau zu, nur vernahm er die Worte wie durch einen dicken Filz gefiltert.
»He, was ist dann?«
Stoßflug erwachte wie aus einem Traum. »Entschuldigung, Frau Sander, aber mich haben Ihre Worte doch hart getroffen.«
Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich bin schuld, ich hätte nicht davon anfangen sollen.«
»Doch, es war gut.«
»Und ich habe mich getäuscht.«
Helmut Stoßflug schaute die Frau so direkt an, daß sie an ihrer Meinung zweifelte, den Kopf schüttelte und fragte: »Oder ist sie tatsächlich wieder zurückgekehrt?«
Stoßflug nahm sich Zeit mit dar Antwort. Dann hob er die Schultern.

»Ich weiß es nicht.«
»Du bist durcheinander.«
»Stimmt.«
»Zahn Jahre, wo kann sie gewesen sein, Helmut?«
Dar Mann hob die Schultern. Dann nahm er die Tasche und verließ schweigend das Geschäft. Eine sehr nachdenkliche Luisa Sander schaute ihm nach, wie er mit gesenktem Kopf und gekrümmten Rücken an dar Häuserzeile entlang zu seiner Wohnung schlich.
»Ist sie nun zurückgekehrt oder nicht?« murmelte er vor sich hin.
»Das wäre natürlich ein Hammer. Aber nach dar Wanda ist ja alles möglich.« Mit dieser Erklärung gab sie sich zufrieden und schloß den Laden ab.

***

Sie ist da! Verdammt, sie ist wieder zurückgekommen und hält sich sogar in meiner Nähe auf.
Diese Gedanken peitschten durch das Hirn das Mannas und trieben ihn voran.
Er wollte so schnall wie möglich seine Wohnung erreichen. Andererseits fürchtete er sich auch davor und rechnete damit, daß sie bereits in seinem Zimmer auf ihn wartete.
Im Treppenhaus wurde er noch vorsichtiger und ängstlicher. Er schaute sich sorgfältig um, als er es betreten hatte. Dar Flur kam ihm vor wie ein langes düsteres Grab. Ein Schlauch, dar irgendwo im Jenseits endete, wo den Eindringling Heulen und Zähneknirschen erwartete.
Vor dar Treppe blieb er stehen.
Wie immer war das Flurlicht mehr als trübe. Aber niemand wechselte die Birne aus. Zwei Jugendliche aus dem ersten Stock polterten die Treppe hinab. Sie trugen Jeanskleidung und hatten ihre Haare bunt gefärbt. Sie gehörten zu denen, die die Freiheit übertrieben. Irgendwann würden sie bestimmt mal reinfallen.
In dar dritten Etage war er außer Atem, als er die Tasche mit dem Bier vor seiner Wohnungstür absetzte. Eine kalte unsichtbare Hand kroch seinen Rücken hinab.
Er schaute sich das Schloß an. Soweit er erkennen konnte, hatte daran niemand experimentiert. Es war also nicht versucht worden, die Tür aufzubrechen.
Er schloß auf.
Dia Tür schwang wie immer mit einem leisen Knarren nach innen. Das war typisch, daran hatte er sich längst gewöhnt.
Er machte Licht.
Dia Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem kleinen Flur, dar wegen dar nachträglich eingebauten Naßzelle noch winziger

geworden war. Sie beinhaltete eine Toilette und eine Sitzbadewanne.
Er schaute zuerst dort hinein.
Dar kleine Raum war leer.
Dann betrat er das Wohnzimmer, in dem es muffig und nach kaltem Rauch roch. Hier funktionierte dar Heizkörper nicht und war deshalb abgestellt worden.
Keine Spur von seiner Frau. Auch in dar Küche nicht, in die er sein Klappbett gestellt hatte, weil sie dar größte Raum war. Hier spielte sich sein Leben ab. Hinter dem Fenster hatte er vergangene Nacht auch die Gastalt seiner Frau schweben sehen.
Er öffnete es.
Dia kalte Luft vermischte sich mit dar dumpfen Kopfschmerzen erzeugenden Wärme. Stoßflug wagte es nicht, sich weit aus dem Fenster zu lehnen, aus Angst, daß er angegriffen werden könnte.
Das passierte nicht.
Er drehte auch den Kopf und schaute hoch gegen die Dachrinne. Allas ruhig. Nicht einmal Vögel hatten sich dort niedergelassen.
Er schloß das Fenster wieder. Dann packte er die Flaschen in den Kühlschrank. Eine ließ er draußen und öffnete sie. Zuvor trank er einen Schnaps.
Nachdem er die Flasche Bier zur Hälfte geleert hatte, setzte er sich auf das Bett. Neu war auch die Glotzkiste mit dem großen Bildschirm. Er hatte sich den Apparat durch ein Versandhaus schicken lassen und zahlte jeden Monat die Raten ab.
Dia Fernbedienung lag bei ihm immer in Griffweite. Er schaltete den Kasten ein und sah die Mainzelmännchen in dar ZDF-Werbung über den Bildschirm huschen.
Als dann die Pause vorbei war und die Serie weiterlief, konnte er sich nicht darauf konzentrieren, Immer wieder mußte er an seine Frau denken.
Sie war zurückgekehrt. Dabei gab sie sich nicht einmal Mühe, ihre Rückkehr zu verbergen, sonst wäre sie von der Lebensmittelhändlerin wohl nicht entdeckt worden.
Was hatte sie vor? Und wo, zum Teufel, kam sie her! Er lachte auf, als ihm der Vergleich eingefallen war.
»Ja«, keuchte er, »beim Teufel. Du mußt beim Teufel gewesen sein, Helga. Er hat dich nicht mehr gemocht und dich wieder entlassen. Etwas anderes ist nicht möglich.«
Er leerte die erste Flasche Bier, dann auch die zweite, aß zwischendurch Brot und Käse, ließ die Glotze laufen, ohne sich bewußt für das Programm zu interessieren. Dazu hatte er einfach nicht den Nerv, denn ihn beschäftigten andere Dinge.
Zwischendurch schaute er zum Fenster, lehnte sich auch mal nach draußen, ohne jedoch eine Spur von Helga zu entdecken. Sie war und

blieb verschwunden.
Es war schon 21.00 Uhr, als es an seiner Wohnungstür klingelte. Das Geräusch riß ihn aus seiner Starre. Er saß für einen Moment unbeweglich und dachte an Helga.
Kam sie jetzt auf dem normalen Weg zu ihm? Sein Herz schlug schneller, der Magen verwandelte sich in einen schweren Klumpen, über seine Haut rann ein elektrischer Strom, und hinter der Stirn pochte es.
Er stand auf.
Beim vierten Klingeln stand er Vor der Wohnungstür im fahlen Licht der über seinem Kopf hängenden Lampe.
Öffnen oder nicht?
»Wer ist da?«
Eigentlich hatte er - wenn überhaupt - mit einer Frauenstimme gerechnet. Aber nicht sie gab Antwort, sondern die Stimme eines Mannes, die ihn aufforderte, endlich zu öffnen.
Er kannte die Stimme. Sie gehörte dem dicken Polizisten mit dem Namen Heinrich.
Was wollte der?
»Machen Sie schon auf, verdammt! Ich habe für Sie eine Botschaft, die Ihre Frau angeht.«
»Moment!« keuchte er und biß danach in seinen Handballen. Tief holte er Luft. Er war völlig durcheinander und wußte nicht, was er noch unternehmen konnte.
War es tatsächlich dieser Heinrich, oder hatte ihn jemand imitiert. Stoßflug war schon soweit, daß er sich alles vorstellen konnte, selbst das Unwahrscheinlichste.
Heinrich schlug gegen die Tür. Das Dröhnen erschreckte Stoßflug. »Ja, ja, Moment noch.« Er drehte den Schlüssel herum und zog die Tür mit einem Ruck auf.
Es war tatsächlich der Polizist. Obwohl Stoßflug ihn nicht leiden konnte, war er bei seinem Anblick irgendwie beruhigt. Alle konnten bei ihm erscheinen, nur seine veränderte Frau nicht.
Heinrich drängte sich an ihm vorbei. Er trug eine billige blaugraue Lederjacke, dazu blaue Jeans und unter der Jacke einen dünnen Pullover, der seinen kugeligen Bauch hart umspannte.
Die beiden Männer gingen in die Wohnung. Stoßflug hatte nicht gefragt, weshalb Heinrich gekommen war, er führte ihn in die Schlafküche hinein.
Der Polizist schaute sich um. »Hier hausen Sie also? In der Küche schlafen?«
»Ja, warum nicht?«
»Ist ja auch ihr Bier.«
»Wollen Sie einen Schluck?« Stoßflug hatte sich entschlossen, höflich

zu sein.
»Ja, auch einen Schnaps.«
Heinrich trank das Bier aus der Flasche. Den Schnaps allerdings aus einem Wasserglas.
Er leckte seine Lippen und bewegte sich auf dem Stuhl. Die Glotze hatte Stoßflug ausgemacht.
»Ja, das tat gut«, sagte der Beamte und schaute den Mann an, der ihm gegenüber auf dem Klappbett saß. »Scheiß Spiel, nicht wahr?«
»Wieso?«
»Das mit deiner Frau.«
Helmut hob die Schultern. »Es ist allein meine Angelegenheit. Ich weiß Bescheid.«
»Ach - tatsächlich?« Heinrich fragte mit einem seltsamen Unterton, der Stoßflug mißtrauisch werden ließ.
»Was soll das heißen?«
»Daß es nicht deine Angelegenheit ist.«
»Die der Polizei denn?«
»Kann sein.«
Heinrich stellte die leere Flasche auf den Küchentisch. »Muß aber nicht unbedingt.«
»Jetzt verstehe ich nichts mehr«, flüsterte Stoßflug, »überhaupt nichts mehr.«
»Kann ich mir denken. Deshalb bin ich ja zu dir gekommen«, erwiderte der Dicke grinsend.
Er ließ seine Worte wirken, und Helmut Stoßflug dachte auch über sie sehr genau nach. Daß es um seine Frau ging, stand fest, aber was hatte dieser Heinrich damit zu tun? Ausgerechnet er, der ihm vor zehn Jahren schon nicht geglaubt hatte?
Langsam hob er den Kopf. »Ich glaube, daß müssen Sie mir alles erklären, Herr Heinrich.«
Der Dicke streckte seine Beine aus. »Mache ich gern. Wichtig ist, daß du die Sache vergißt.«
»Welche?«
»Die mit deiner Frau.«
Fast wäre Stoßflug aufgesprungen. »Verdammt noch mal, ich habe sie doch gesehen.«
»Stimmt.«
Heinrich blieb gelassen. »Ich werde dir nicht widersprechen. Trotzdem solltest du sie vergessen, und zwar sehr schnell.« Er hob eine Hand. »Der Level ist für dich einfach zu hoch angesetzt, hier geht es um andere Dinge.«
»Um welche denn?«
»Braucht dich nicht zu interessieren. Du solltest nur gewisse Dinge vergessen.«

»Das kann ich doch nicht.« Helmut schüttelte den Kopf. »Ich war doch schon bei euch und habe eine Aussage gemacht.«

Heinrich winkte ab. »Kein Problem. Dann wirst du noch einmal zurückkommen und die Aussage widerrufen.«

»Man wird mich für einen Narren halten und...«

»Moment mal«, unterbrach ihn der Polizist. »Narren sind nur diejenigen, die keinen Rat annehmen. Außerdem ist eine kleine Vergütung vorgesehen.« Er bewegte sich ächzend und griff in die Innentasche seiner Lederjacke. Aus ihr holte er zwei 1000-Mark-Scheine hervor. Er wedelte sich damit Luft zu. Auf seinem runden Gesicht hatte sich ein typisches Grinsen ausgebreitet, das nach Geld roch.

»Für mich?« fragte Helmut.

»Klar. Du mußt nur widerrufen. So leicht möchte ich auch mal mein Geld verdienen, aber mir hat noch niemand ein derartiges Angebot unterbreitet - schade.«

»Das ist Ihnen also zweitausend Mark wert. Nicht wenig, muß ich schon sagen.«

»Meine ich ja auch.«

»Aber was ist euch dieses Geld wert? Daß ich meine verschwundene Frau einfach vergesse?«

»Zum Beispiel.«

»Und was noch?«

Der Dicke hob seine runden Schultern an. »Das ist alles, mein Freund. Nicht mehr.«

Hinter Stoßflugs Stirn bewegten sich die Gedanken in einem wilden Chaos. Er schaffte es nicht, sie zu ordnen. Zuviel auf einmal jagte durch seinen Kopf. Ihm war in den letzten Minuten klargeworden, daß das Verschwinden seiner Frau kein Zufall gewesen war. Da steckte einfach mehr dahinter, eine große Sache, die schon seit zehn Jahren lief und sicherlich von einflußreichen Kreisen diktiert wurde, wobei ein Typ wie Heinrich nicht mehr als ein Mitläufer war, der sicherlich nicht in Details eingeweiht wurde.

Heinrich war Polizist. Er stammte noch aus den alten Zeiten. Sicherlich hatte er Verbindungen zum Stasi gehabt. Ja, das lag sogar auf der Hand, er war ein Spitzel gewesen. Und jetzt hatte man ihn geschickt, damit er eine gewisse Sache aus der Welt schaffte.

Steckte dahinter vielleicht noch immer der Staatssicherheitsdienst? Er war da, es gab die alten Seilschaften, nur blühten sie jetzt im verborgenen, aber einige Pläne liefen trotzdem weiter.

Heinrich wedelte noch immer mit den beiden Scheinen. »Los, stell dich nicht so an. Nimm sie!«

»Nein!« Stoßflug antwortete spontan. »Du kannst dein Geld behalten, du schmieriger Spitzel!«

»Ach!« Mehr sagte Heinrich nicht. Trotzdem, hatten ihn die Worte getroffen. Sein Gesicht lief rot an, auf der Haut zeigte sich der Schweiß in kleinen Perlen. Er schluckte einige Male, stierte zu Boden und holte tief Luft, wobei er wirkte, als wollte er seinen dicken Körper noch mehr aufblähen.

»Habe ich dich richtig verstanden?«

»Das hast du, Heinrich.«

Er fragte noch einmal nach. »Du willst die Kohle also nicht haben?«

»Nicht unter diesen Bedingungen.«

Der Polizist brummte etwas und nickte. Dann ließ er die Scheine wieder verschwinden. »Muß ich akzeptieren, auch wenn es mich ärgert.«

Stoßflug kippte sich einen Schnaps ein. Den brauchte er nach diesem Streß. »Ist nicht mein Problem.«

»Bestimmt nicht«, stimmte Heinrich ihm zu. Er wartete, bis das Glas leer war. »Es könnte aber zu deinem Problem werden, Stoßflug. Wie alt bist du eigentlich?«

»Zweiundvierzig.«

»Ein gutes Alter. Aber kein Alter, um schon zu sterben, wenn du mich verstehst.«

Helmut Stoßflug war nicht betrunken. Er konnte sich schon vorstellen, was Heinrich mit dieser Antwort bezweckt hatte. »Soll das eine Drohung sein?«

»Weiß ich nicht…«

»Sollte das bedeuten?« fragte er mit laut klingender Stimme weiter, »daß ich, wenn ich dein Angebot nicht annehme, sterben werde? Einen Unfall erleide oder so?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gemeint.«

»Kannst du mir nicht beweisen.«

»Stimmt, das kann ich nicht. Das kann ich wirklich nicht. Aber ich werde trotzdem etwas tun. Ich weiß mittlerweile, daß du sehr wohl über das Verschwinden meiner Frau informiert gewesen bist. Wahrscheinlich schon vor zehn Jahren. Du steckst ganz tief mit drin, in diesem verdammten Schlamm. Hast du gehört?«

»Ja.«

»Aber du bist nicht der Boß.«

»Wer von uns ist schon der Boß?«

»Ich will ihn kennenlernen.«

Heinrich lachte. »Lieber nicht, mein Junge. Du würdest zwischen die Steine geraten und zerrieben werden.«

»Was ist mit meiner Frau?« schrie Stoßflug plötzlich.

»Keine Ahnung.«

Er schaute den Dicken an. »Sie ist wieder hier, nicht wahr? Ich habe

sie gesehen. Ich weiß, daß sie wiederkommen wird, und jetzt bin ich darauf vorbereitet. Ich werde ihr Fragen stellen, und ich werde Antworten bekommen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Versuche es.«

»Seit wann besteht die Verschwörung?« flüsterte Stoßflug. »Was habt ihr getan?«

Der dicke Polizist winkte ab. Er senkte den Kopf und drückte sich gleichzeitig in die Höhe. »Ich habe nicht mehr viel Zeit. Du hast es nicht anders gewollt, Stoßflug. So wird dann alles seinen Lauf nehmen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Stimmt.«

Der dicke Polizist ging zur Tür. Er pfiff sogar einen alten Schlager. Stoßflug saß auf dem Bett. Er schaute gegen den Rücken der massigen Gestalt. In seinem Innern kribbelte es. Durch das Blut in seinen Adern schien Kohlensäure zu- fließen.

Heinrich zwängte sich durch die Tür und betrat den kleinen Flur. Dort drehte er sich noch einmal um und rief über die Schulter zurück. »Gute Nacht, mein Lieber…«

Als er dazu noch lachte, hielt es Helmut Stoßflug nicht mehr aus. Er schnellte hoch und lief hinter dem Dicken her. Der erwartete ihn mit dem Rücken zur Wohnungstür stehend. »Willst du was?«

Ja, dir in die fette Schnauze hauen, dachte Helmut. Er riß sich zusammen. »Was ich möchte, werde ich dir nicht sagen, Fettwanst. Aber laß dir gesagt sein, die alten Zeiten sind vorbei. Auch wenn der Stasi nicht völlig zerschlagen wurde, die frühere Macht besitzt er nicht mehr. Heute kann man was tun, und ich werde etwas tun, indem ich meine Aussage nicht zurücknehme.«

»Das sagtest du schon einmal.«

»Merk es dir gut, Heinrich. Und jetzt hau ab, ich kann deinen Stasi-Gestank nicht mehr ertragen!«

Heinrich öffnete die Tür.

Stoßflug stand hinter ihm. Er konnte wegen des massigen Körpers die Tür nicht sehen, doch ihm fiel auf, daß der Polizist die Wohnung nicht verließ.

Sekundenlang blieb er vor der Schwelle stehen, dann ging er zurück. Den ersten Schritt, den zweiten, und er zitterte dabei.

Helmuts Sicht besserte sich. Schlagartig sah er den Grund für das Verhalten des Dicken.

Vor der Tür stand eine Gestalt.

Helga, seine Frau!

***

Sie lächelte, nein, sie grinste!

Sie hatte ihre Lippen weit zurückgeschoben, so waren ihre beiden

Vampirhauer deutlich zu sehen, die wie eine für Menschen schaurige Warnung aus dem Oberkiefer wuchsen.

Sie trug nichts weiter als ein langes, weißblaues Kleid, das ihr bis zu den Knöcheln reichte und jenseits der Knie auseinanderschwang. Ihr Gesicht war blaß, es paßte zu dem rotblonden Haar. Sie war in den letzten zehn Jahren nicht gealtert, wirkte alterslos, aber gerade das erschreckte ihren Mann.

Keiner der beiden bewegte sich, nur die Frau.

Sie hob den Arm, fand zielsicher den Schalter und kippte ihn nach unten.

Das Licht verlosch!

Nur im Flur brannte noch die trübe Beleuchtung. Sie bildete den schaurigen Background für eine ebenfalls schaurige Gestalt, die jetzt die Wohnung betrat.

Für ihren Mann hatte sie keinen Blick. Ihre Augen konzentrierten sich auf den dicken Polizisten, der so weit wie möglich zurückgewichen war. Jetzt »klebte« er mit dem Rücken an der Wand.

Er sagte nichts. Er atmete und schluckte. In seinen Augen lag die nackte Angst, denn irgendwie ahnte er schon, daß ihm etwas Schreckliches bevorstand.

Auch Helmut bewegte sich nicht. Er ging rückwärts auf die Küchentür zu. Trotzdem kümmerte sich Helga nicht um ihn. Sie war einzig und allein auf den Polizisten fixiert.

Beide sahen sich an.

Einer würde verlieren.

Helga Stoßflug tat nichts, noch nichts. Sie blieb stehen und musterte ihn. In ihren Augen lag dabei ein kalter Glanz. Es konnte die Gier nach Menschenblut sein.

Mühsam fand Heinrich seine Sprache wieder. Der Schweiß rann ihm dabei über das Gesicht und sogar in den Mund, als er redete. »Was… was willst du von mir?« keuchte er.

»Weißt du das nicht?«

»Nein… nein…«

»Du hast alles abgestritten damals. Aber du hast Bescheid gewußt. Du warst eingeweiht. Du kennst das Schloß, du kennst die alte Schule. Man hat dir vertraut.«

»Ich war nie da.«

Sie fuhr fort. »Und du hast auch etwas über den Schwarzen gehört, das weiß ich.«

»Nur gehört!« keuchte er. »Ich sah ihn nie.«

»Das wird sich ändern. Schon bald kannst du ihm gegenüberstehen, mein Freund!«

Der dicke Polizist gab keine Antwort. Zumindest nicht akustisch. Sie malte sich allerdings in seinen Augen ab, und in ihnen war die blanke

Angst zu lesen. Er wußte wohl, was die Worte bedeuteten und schüttelte den Kopf. Dann stieß er hervor: »Nein, nicht mit mir, bitte. Nein, ich… ich will nicht.«

»Du mußt. Es wird dir nichts anderes übrigbleiben. Du weißt, wer hier vor dir steht.«

»Ja - aber denk mal…«

Sie streckte beide Hände aus, und seine Worte verstummten. Helga Stoßflugs Finger berührten die Wangen des dicken Polizisten und kneteten die Haut dort so stark zusammen, daß er nicht anders konnte und vor Schmerzen aufschrie.

Er verkrampfte sich dabei. Durch seine Gestalt rann ein Fieberschauer nach dem anderen.

Endlich hatte auch Helmut Stoßflug die Sprache wiedergefunden. »Was hast du mit ihm vor?« keuchte er. »Verdammt noch mal, das kann nicht gutgehen!«

»Kein Sorge, ich bringe das schon in Ordnung. Ich habe lange darauf gewartet. Ich brauche es. Wenn es nicht dein Blut ist, dann wird es eben das seine sein.«

In diesem Moment wurde Helmut richtig bewußt, was mit seiner Frau geschehen war. Sie war kein Mensch mehr, sie war eine Blutsaugerin, eine verdammte Vampirin. Sie lebte von dem, was in den Adern der Menschen floß, von deren Lebenssaft.

Sie würde es trinken, sie würde sich davon ernähren. Allein bei dem Gedanken daran schüttelte er sich.

Der Flur kam ihm jetzt vor wie eine gewaltige Gruft, in die man ihn eingeklemmt hatte. Auch die Atmosphäre hatte sich radikal verändert. Die Luft war schwerer geworden. Schon jetzt kam sie ihm vor, als wäre sie mit Blut besprüht worden. Wenn er einatmete, dann schmeckte er bereits den süßlichen Geschmack.

Das hier war verrückt, er war in eine andere Welt hineingeraten, und das mitten in seiner alten Wohnung.

Das war nicht zu glauben.

Der Dicke schwitzte Blut und Wasser. Er machte überhaupt keine Anstalten, sich zu wehren. Er war alleingelassen worden, schwamm in seiner Furcht und sah dann, wie sich das Gesicht der Blutsaugerin dem seinen näherte.

Helga ließ sich Zeit damit. Sie genoß diese Sekunden vor dem Biß. Da reagierte sie wie jeder Vampir, und auch für sie gab es kein Zurück mehr in das normale Leben.

Helmut Stoßflug wollte weglaufen. Er konnte es nicht ertragen, aber da war ein Zwang wie träger Leim, der ihn auf der Stelle bannte. Er brachte es einfach nicht fertig, sich herumzudrehen und loszurennen.

»Du hast das Spiel überreizt«, flüsterte sie Heinrich zu.

Dann biß sie.

Und Helmut Stoßflug schaute zu. Er kam sich vor wie eingepackt in eine Rolle Draht, die von allen Seiten und an jeder Körperstelle in seine Haut schnitt. Es war verrückt, er kam nicht mit, er glaubte an einen Traum, da wurde alles zur Realität, was Alpträume nur bieten konnten. Es war der reine Irrsinn.

Heinrich war zusammengezuckt. Beim ersten Kontakt hatte er sich für einen Moment auf die Zehenspitzen gestellt, als wollte er sich nach vorn drücken, um dann aus dieser verdammten Enge zu fliehen.

Das gelang ihm nicht.

Sie hielt ihn fest.

Und ihre Hände waren wie Krallen. Helga hatte die Finger der linken Hand in das schüttere Haar des Polizisten verkrallt und seinen Kopf dabei so weit zur Seite gedrückt, daß die Haut an der anderen Seite des Halses sehr gestrafft war und sich die Adern deutlich darunter abzeichneten.

Für sie ideal.

Mit den Lippen und den Zähnen hing sie daran und hatte dabei den Kopf so gedreht, daß Helmut nur die Rückseite der blondroten Haarflut sehen konnte.

Aber er bekam die Bewegungen mit. Bei jedem tiefen Saugen zuckte sie, und er hörte gleichzeitig die Geräusche.

Dieses Saugen, Schmatzen und Schlürfen brachte ihn fast um den Verstand. Seine Haare wollten sich hochstellen, das Zittern raste wie der reine Irrsinn durch seinen Körper.

Er konnte die Lage nicht begreifen, doch er schaffte es auch nicht zu flüchten. Da war irgendeine Kraft, die ihn auf der Stelle bannte und nicht losließ.

Auch der Polizist ächzte. Aus seinem Mund drang das tiefe Stöhnen, zuerst laut und schmerzerfüllt klingend, dann immer leiser werdend. Schließlich verstummte es.

Genau in diesem Augenblick ließ die Blutsaugerin ihr Opfer los. Heinrich konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten. Er sackte in die Knie, er fiel zu Boden und blieb dort wie ein schwerer, prall gefüllter Mehlsack liegen.

Auch das bekam Stoßflug mit. Er stierte die leblose Gestalt an, und er dachte daran, was passieren würde.

Heinrich war von einem Vampir gebissen worden. Das wiederum hatte zur Folge, daß er sich ebenfalls in einen Untoten verwandelte, sich erheben und auf Opfersuche gehen würde.

Und das Opfer stand nur zwei Schritte von ihm entfernt.

Wieder rann es kalt über seinen Rücken. Er schüttelte sich, seine Augen brannten, dann hörte er die Stimme seiner Frau, die sich in all den Jahren nicht verändert hatte.

»Ich habe dich nicht genommen, Helmut…«

Die einzelnen Worte durchdrangen sein Bewußtsein wie Tropfen. Es dauerte eine Weile, bis er fähig war, seinen Kopf anzuheben und Helga ins Gesicht zu schauen.

Aber welch ein Gesicht!

Es zeigte zwar menschliche Züge, das war aber auch schon alles. Ansonsten glich es der Fratze eines Vampirs, wie man sie auch aus bestimmten Filmen her kannte.

Offene Lippen, an denen noch das Blut der Opfer klebte. Auch die beiden Zähne waren blutbefleckt.

An den Spitzen war die normale Farbe schon nicht mehr zu sehen.

Die Augen hatten die Gier verloren. Der Blick verriet jetzt eine gewisse Zufriedenheit, und das Lächeln sah aus, als würde der Teufel persönlich grinsen.

Was war nur aus ihr geworden?

Das war nicht mehr die Helga, die Helmut damals geheiratet hatte. Sie sah zwar so aus, dennoch war sie für ihn nur mehr eine Fremde. Und sie strahlte eine Kälte ab, die der des Todes gleichkam.

Sie kam auf ihn zu.

Wann ist ein Vampir satt? fragte Helmut sich. Reicht es, wenn ein Mensch gebissen wird?

Er wußte die Antwort nicht, er konnte aber auch nicht erlauben, daß sich seine Frau an ihn heranmachte. Deshalb schüttelte er mit heftigen Bewegungen den Kopf.

»Hau ab, verschwinde wieder! Geh zurück in dein Grab. Ich… ich kann dich nicht sehen…« Die letzten Worte endeten in einem tiefen ehrlichen Schluchzen.

Ihre Arme und Beine sanken nach unten. So etwas wie der Ausdruck der Enttäuschung floß über ihr Gesicht. Beinahe traurig schaute sie ihren Mann an, ging auch nicht mehr weiter.

Das wiederum nährte Helmuts Hoffnung.

Dann sprach sie. Ihre Flüsterstimme erreichte ihn wie ein rauher Hauch. »Ich weiß, daß es dir schwerfällt, mich anschauen zu müssen. Aber ich konnte nicht anders. Man hat mich damals geholt. Ich habe es geahnt, daß es so kommen würde, aber ich habe dir bewußt nichts gesagt, weil ich dich nicht beunruhigen wollte. Ich kann dir nicht sagen, wie leid es mir tut. Ich möchte auch, daß du mir vergibst, aber ich bin vom Schicksal dazu ausersehen worden, dieses Dasein zu führen.«

»Warum du?« schrie er.

»Eine gute Frage, die ich dir auch beantworten kann. Es gab nur diese Möglichkeit oder meinen menschlichen Tod. Sie hätten mich auch einfach killen können.«

»Warum du?« schrie er noch einmal. »Es gibt doch unzählige andere Frauen, die sie sich hätten holen können. Warum ist man gerade auf

dich gekommen, Helga?«
»Es mußte sein. Ich wußte zuviel. Es lag an meiner Arbeit. Ich habe da gewisse Einblicke erhalten, verstehst du…?«
»Nein.«
Da dröhnte es von außen her gegen die Wohnungstür. Nicht nur Helmut erschrak, auch seine Frau.
Die aber drehte sich um und sagte: »Ich muß wieder zurück, man holt mich.«
»Wer holt dich?«
Sie gab ihm keine Antwort und drehte sich um, weil sie die Wohnungstür öffnen wollte.
In diesem Moment erwachte Helmut Stoßflug aus seiner Erstarrung. Da war ihm alles egal. Um seine Frau zu retten, hätte er jedes Risiko in Kauf genommen.
Er schnellte ihr entgegen und schaute seiner Hand zu, die nach unten fuhr und sich schwer auf Helgas rechte Schulter legte. Er wollte sie zurückzerren.
Sie drehte sich auch um.
»Helga, du…«
Da hörte er das Fauchen. Es traf ihn beinahe wie ein schmetternder Schlag ins Gesicht. Keine Katze der Welt hätte dieses schreckliche Fauchen ausstoßen können.
Helga aber hatte es geschafft und damit bewiesen, daß sie ein Monstrum war.
Ihr Mann taumelte zurück. Dabei blickte er nach vorn und gegen Helgas Gesicht.
Nein, das war nicht mehr ihr Gesicht. Das war die Fratze einer Bestie, die Frau kam dabei zu kurz.
Sie hatte ihr wahres Aussehen gezeigt, sie war böse und nichts anderes als ein nach Blut gieriges Monstrum.
Wieder hämmerte jemand von außen gegen die Wohnungstür. Die Schläge kamen ihm vor wie ein Glockenspiel, bei dem der Sensenmann den Klöppel schwang.
Der Sensenmann hatte nicht geklopft, aber die Gestalt, die Helmut beim Öffnen der Tür soeben noch erkennen konnte, war für ihn ebenfalls unheimlich genug.
Sie war in Schwarz gekleidet, aber nicht so, wie man sich einen Vampir vorstellte - mit langem Mantel, der ein blutrotes Futter zeigte nein, diese Gestalt wirkte in ihrem Smoking sehr elegant.
Dazu trug sie ein schneeweißes Hemd mit am Hals hochstehendem Kragen. Das dunkle Haar war glatt nach hinten gekämmt. Es zeigte einen modischen Schnitt, fiel bis in den Nacken, wo es sich aufrollte.
Zwischen den Lippen des Mannes qualmte eine Zigarette. Sie steckte genau in der Mundmitte, so hatte er noch die Gelegenheit

wahrgenommen, die Lippen etwas zu verziehen. Wie zwei breite, spitze Nadeln ragten die Vampirzähne hervor, sie rahmten die qualmende Zigarette gewissermaßen ein.

Dann bewegte der Vampir seinen Mund.

Die Zigarette fiel zu Boden, wurde zertreten. Statt ihrer quoll ein klebriger Blutstreifen über die Lippen des Vampirs hinweg, der sich gleichzeitig zu Helga umdrehte, sie in die Arme nahm und auf ihre bleichen Lippen küßte.

Das war für Helmut Stoßflug zuviel.

Er glaubte zu schreien, doch nur ein schweres Seufzen drang aus seinem Mund.

Er brach zusammen.

Daß seine Frau noch einmal zurückschaute, bevor sie die Tür schloß, bekam er nicht mehr mit. Als weinendes Elend brach er in seiner schmalen Diele zusammen…

***

Irgendwann kam Helmut Stoßflug wieder zu sich. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Er quälte sich auf die Beine und stellte fest, daß er Schwierigkeiten hatte, sich überhaupt bewegen zu können. Mit unsicheren Schritten tappte er auf die Tür des kleinen Bades zu und betrat den schmalen Raum.

Alles was er jetzt brauchte, waren Wasser und das Gefühl, vergessen zu können.

Er hörte den Strahl in das Waschbecken zischen, beugte sich ihm entgegen und schleuderte die kalte Flüssigkeit in sein Gesicht. Was ihn einigermaßen erfrischte, aber die dumpfen Gedanken einfach nicht vertreiben konnte.

Die Furcht blieb, und die Erinnerung an den Schrecken kehrte auch wieder zurück.

Ihm war schlecht.

Er übergab sich, er spülte noch einmal Wasser nach, stellte sich dann aufrecht hin und schaute in den Spiegel. Sein eigenes Gesicht kam ihm fremd vor. Die Haare klebten so naß auf dem Kopf, als hätte er sie erst vor drei Minuten gewaschen. Das Erlebte hatte Falten in seine graue Haut gegraben, jegliche Frische aus dem Gesicht war verschwunden. Der Blick seiner Augen erinnerte ihn an stumpfes Blei.

Mit dem grauen Handtuch putzte er sein Gesicht ab. Bei jeder Bewegung hatte er das Gefühl, einen Teil seiner Haut mit abstreifen zu können, aber das blieb wohl nur der Wunschtraum.

Schwer stützte er sich ab. Helmut stierte in das Waschbecken. Es war bestimmt nicht mehr blank, doch als sein Blick gegen das Porzellan fiel, da hatte er das Gefühl, Helgas Gesicht darin schimmern zu sehen. Sie war es, die ihn anschaute, sogar lächelte, dann aber den Mund

aufriß und er das Fauchen hörte.

Mit einer zuckenden Bewegung und einem Schrei auf den Lippen fuhr er zurück.

Da hatte ihn die nahe Vergangenheit brutal wieder eingeholt, was aber nicht sein sollte. Er hatte noch einmal Glück gehabt, war von seiner Frau verschont worden.

Doch wie ging es weiter?

Noch immer hatte er den Gedanken, sie retten zu können, nicht ganz aus seinem Gedächtnis verbannt. Es mußte doch eine Lösung geben, aber er sah ein, daß es keine gab.

In keinem der vielen Berichte über Vampire, die er gelesen hatte, war eine derartige Möglichkeit auch nur angedeutet worden. Nein, das war alles nicht so gut.

Er ging zur Tür. Seine Hand lag bereits auf der Klinke, als im Kopf die Alarmglocke schrillte.

Vor der Tür lag der Polizist. Gebissen von Helga, ebenfalls ein Vampir, der irgendwann erwachen würde, weil die Gier nach Blut ihn einfach dazu zwang.

Und die Nacht war noch lang, so verflucht lang…

Helmut überlegte, ob er fliehen sollte. Er hätte sich damit wohl in Sicherheit bringen können, doch der Vampir würde sich das Blut suchen und nach den anderen Hausbewohnern Ausschau halten.

Das konnte er mit seinem Gewissen nicht vereinbaren. Sterben aber wollte er auch nicht.

Es gab nur eine Lösung.

Er mußte den Blutsauger vernichten! Mit einem Eichenpflock erst recht nicht.

Oder?

Auf einmal arbeitete er wie ein Computer. In all den sozialistischen Jahren hatte er gelernt, daß man mit gewissen Dinge improvisieren mußte, um mit ihnen klarzukommen.

In seiner Wohnung befanden sich Möbel. Zum Beispiel im Wohnraum. Da waren die Stühle aus Eiche. Diese Möblierung hatte einmal Helgas Eltern gehört. Zur Hochzeit hatten sie das Zimmer dem jungen Ehepaar geschenkt.

Jetzt freute er sich darüber, daß er seinen Werkzeugkasten in der Küche hatte. Es würde leicht sein, an ihn heranzukommen. Er konnte es kaum erwarten, das Bad zu verlassen, blieb aber trotzdem vorsichtig und atmete tief auf, als er den fetten Körper des ehemaligen Polizisten noch immer bewegungslos liegen sah.

Er zuckte auch nicht, zeigte keinerlei Anstalten, sich zu erheben. Stoßflug hoffte, daß der Zustand noch eine Weile andauern würde.

Er stolperte in die Küche. War unheimlich nervös. Sein Atem keuchte über die Lippen. Die untere Tür des Küchenschranks wurde so heftig

aufgerissen, daß sie fast aus den Angeln fiel.

Vor ihm lag das Werkzeug. Er fand die Axt nicht sofort, schleuderte zuerst Hämmer, Zangen und Schraubenzieher aus dem unteren Regal, die neben ihm scheppernd aufschlugen.

Dann hatte er sie in der Hand.

Es war ein kleines Beil. Er hatte es sich erst vor einigen Monaten gekauft.

Er lief weiter in den Flur, von dort in den Wohnraum, schloß sich ein und nahm sich den ersten der beiden Stühle vor.

Früher war es über deren Stabilität froh gewesen, heute ärgerte er sich. Obwohl die kleine Axt mit einer sehr scharfen Schneide ausgestattet worden war, mußte er einige Male hämmern, bis es ihm gelang, eines der vier Beine von der Stuhlfläche zu trennen.

Aber er schaffte es.

Helmut wischte sich den Schweiß von der Stirn und auch von den Wangen. Er zitterte innerlich.

Sein Gefühl sagte ihm, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Dann würde es ihn auch noch Überwindung kosten, den Pflock in den Leib des Vampirs zu rammen.

Er hielt das Stuhlbein schräg mit dem einen Ende gegen den Boden gestemmt. In der rechten Hand hielt er das Beil und fing an, das Stuhlbein an seinem unteren Ende zu bearbeiten. Er freute sich, als sich erste Holzstücke knirschend lösten und auf den alten Teppich fielen.

Er machte weiter, er gönnte sich keine Pause und mußte feststellen, daß er als Schreiner kaum ein Butterbrot verdient hätte. Es war gar nicht so einfach, das kleine Viereck in eine Spitze umzuformen, die auch einen Widerstand durchdringen konnte.

Je mehr Zeit verging, um so besser klappte es. Es wurde kein Kunstwerk, doch Stoßflug konnte mit seiner Arbeit zufrieden sein.

Eigentlich war die Waffe schon fertig. Es fehlten nur noch die letzten Feinheiten. Wenn Zeit blieb, wollte er sich darum kümmern.

Bisher hatte Helmut auf dem Boden gehockt. Nun stand er auf. Er schlich auf die Tür zu, um zu lauschen, ob sich im kleinen Flur schon etwas geändert hatte.

Das war geschehen.

Er hörte den Vampir…

Es waren unheimliche Geräusche, deren Schall auch die geschlossene Tür nicht stoppen konnte. Der Blutsauger bewegte sich nicht nur, er gab auch Laute von sich, die denen eines Tieres glichen, das gefangen war und aus seinem Käfig herauswollte.

Dann erwischte es die Tür. Jedenfalls wußte er, wo sich das Opfer aufhielt.

Vampire riechen so etwas…

Helmut Stoßflug schluckte. Plötzlich fühlte er sich wie ausgewrungen. Er schien die Hälfte seines Gewichts verloren zu haben. Er wußte nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. In der Theorie hatte alles so wunderbar geklappt, doch jetzt in der Praxis.

Der nächste Schlag erwischte die Tür.

Und diesmal zitterte sie bereits. Es war leicht auszurechnen, wann es dem Blutsauger gelang, die Tür einzuschlagen und sich dann sein Opfer zu greifen.

Wohin - was tun?

Helmut Stoßflug kam nicht mehr zurecht. In seinem Gehirn war es leer geworden. Die Vorsätze und Gedanken schienen sich auf die große Reise begeben zu haben.

Sollte er aus dem Fenster springen?

Es war vielleicht die letzte Möglichkeit. Nur war die Chance, einen Sprung aus dem dritten Stock zu überleben auch nicht besonders hoch. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte sich dem Blutsauger stellen und ihm den Pflock in Herzhöhe in den Körper rammen. So wie es die klassische Art war, daran hatte auch die moderne Zeit nichts ändern können.

Wieder wuchtete sich der Vampir gegen die Tür. Diesmal mit der Kraft seines mächtigen Körpers, das konnte Helmut Stoßflug genau hören - und er sah, daß die Tür nicht mehr hielt.

Es kam ihm vor, als wäre die Szene langsamer gedreht worden. Das Schloß zerbrach unter dem Druck, Holzspäne wirbelten Stoßflug entgegen. Ohne es eigentlich genau zu realisieren, tat der Mann aus Dresden genau das richtige in seiner Lage.

Er huschte zur Wand und geriet dabei in einen toten Winkel der Tür, die jetzt aufgestemmt wurde, auf halbem Wege schief hängenblieb, als sich der Vampir in den Raum hineinwühlte.

Helmut sah den mächtigen Rücken. Der ehemalige Polizist taumelte vor. Er hätte sogar sein Gleichgewicht verloren, doch es gelang ihm, sich am Rücken eines Sessels abzustützen.

In dieser Haltung blieb er für einen Moment.

»Hier bin ich!« rief Stoßflug, erschrak sich, weil er plötzlich so mutig war und sah, wie der Blutsauger sich aufrichtete und sich gleichzeitig drehte.

Ziemlich langsam, Helmut konnte noch zielen…

Er schrie und stieß zu.

Die breite Brust des massigen Blutsaugers war nicht zu verfehlen. Was sich in den folgenden Sekunden tat, erlebte Helmut Stoßflug wie jemand, der daneben stand und nicht selbst mitmachte. Sein Gehirn weigerte sich einfach, den Schrecken wahrzunehmen. Er spürte, daß er durchgekommen war und daß etwas gegen ihn spritzte. Dann kippte der Vampir zurück, krachte zuerst auf den Sessel, riß ihn mit

um und hieb noch mit dem Hinterkopf auf die Kante des Wohnzimmertisches.

Das alles hätte ihn nicht umgebracht. Es war der zugespitzte Pflock aus Eiche gewesen, der tief in seinem Körper steckte, genau dort, wo sich das Herz befand, und ihn vernichtet oder erlöst hatte.

Der Mann wankte zurück. Er schlug seine Hände vor das Gesicht, er konnte nicht mehr. Das Zittern nahm überhand. Er verließ den Raum mit torkelnden Schritten und mußte sich an der Wand entlangschieben, um überhaupt auf den Beinen bleiben zu können.

Daß er den Weg in die Küche fand, glich fast einem Zufall. Irgendwie gelangte er in den. Raum hinein.

Er warf sich auf sein Bett und vergrub das Gesicht im Kopfkissen. Helmut Stoßflug hatte es geschafft, aber er war auch so gut wie am Ende…

***

Harry Stahl, der Kommissar aus Leipzig, dunkelhaarig und mit einigen grauen Strähnen in der Wolle, hatte mir nach der stürmischen Begrüßung am Flughafen einen Namen genannt.

»Helmut Stoßflug.«

»Wer heißt denn so?«

»Unser Zeuge.«

Ich mußte lachen. »Bei dem Namen hätte ich mich schon längst umtaufen lassen.«

»Du ja.«

Ich wunderte mich, daß Stahl nicht die Autobahn nahm, aber die war verstopft, wie er mir glaubhaft versicherte, weil er den Verkehrsfunk gehört hatte.

»Und wie kommen wir jetzt hin?«

»Immer an der Elbe entlang, durch Wurzen und Meißen nach Dresden. Ist eine der schönsten Strecken, die es hier bei uns im Osten gibt. Du wirst sehen.«

Ich sah und war begeistert. An manchen Stellen schien die Zeit stehengeblieben zu sein, und ich hörte kaum zu, was mir der Kommissar berichtete, weil mich der Anblick der Landschaft zu stark ablenkte.

Trotzdem wußte ich, um was es ging. Im Prinzip um einen Mann, dessen Frau vor zehn Jahren entführt worden war und die er als Vampirin wiedergetroffen hatte.

So simpel war es. Doch wir beide gingen davon aus, daß sich dahinter ein Abgrund auftat.

Dresden lag vor uns. Eine Stadt, geteilt durch die Elbe wie Köln durch den Rhein oder London durch die Themse. Die Elbe hatte ich während der Fahrt oft genug gesehen. An der linken Seite hatte uns

der Fluß begleitet, oft bewacht von hohen, kantigen Felswänden und dabei eingebettet in weite Flußwiesen und Uferauen. Wir waren auch durch Meißen gefahren, und Harry hatte mir etwas mehr über das weltberühmte Porzellan erzählt.

Wir erreichten Dresden. Der Verkehr hatte sich vor der großen und schönen Stadt verdichtet. Auch eine Stadt, deren Schicksal die Welt beschäftigt hatte, denn die schrecklichen Bombennächte während des Zweiten Weltkriegs, wo Tausende Zivilisten starben und viele von ihnen dabei elendig unter der Gewalt der Phosphorbombe verbrannten, hatte man bis heute nicht vergessen.

Dresden war damals ein Beweis dafür gewesen, wie schrecklich der Krieg war.

Ich war noch nie in der Stadt gewesen und freute mich eigentlich auch auf die Semper-Oper, den Zwinger und die Geschichte eines August des Starken, die allgegenwärtig war.

Als ich das Thema ansprach, schüttelte mein Freund Harry Stahl den Kopf. »Darauf wirst du vorläufig verzichten müssen, John, weil wir nicht an der Elbe bleiben.«

»Schade.«

»Vielleicht später.«

Wir mußten anhalten, da sich der Verkehr staute, auch ausgelöst durch zwei Straßenbahnen, die laut klingelnd über die Gleiskörper ratterten. Ich betrachtete die Häuser und dachte daran, daß ich nicht zum erstenmal im neuen Teil Deutschlands war und daß sich doch einiges verändert hatte.

Man baute, man erneuerte die Straßen, es gab viele Umleitungen, was wohl noch über Jahre hinweg andauern würde. Aber das mußte eben in Kauf genommen werden.

Der Audi 80 tat seine Pflicht. Harry Stahl war froh über diesen schwarzen Dienstwagen. Bisher hatte er damit noch keine Probleme gehabt.

Die Luft drückte. Rauchfahnen hingen über den vielen Kaminen. Das kannte ich schon von Leipzig her, und auch hier würde ich mich schnell daran gewöhnt haben.

»Wir brauchen nicht in den neuen Teil zu fahren«, sagte Harry.

»Und was bedeutet das?«

»Keine Stalin-Bunker.«

Ich war überfordert. »Was ist das denn?«

»Wohnhäuser, nach dem Krieg hochgezogen, und das alles im selben Schema.«

»Schönschrecklich, wie?«

»Das kannst du sagen.«

»Und was wird mit den Häusern geschehen?«

Harry hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Man kann sie ja

nicht alle abreißen. Man wird wohl renovieren müssen.« Er schielte nach links, wo eine Ampel schief stand. Eine Baustelle hatte uns aufgehalten. Der Verkehr lief nur einspurig, erst mußten wir den Gegenverkehr durchlassen.

Sehr langsam und schaukelnd ging es weiter. Der Audi tat sein Bestes. Vor uns qualmte noch ein Trabbi. Was da aus dem Auspuff drang, war gefährlicher Abgasnebel.

Je mehr wir die Außenbezirke verließen und uns der Innenstadt entgegenquälten, um so dichter wurde der Verkehr. Harry kannte sich zwar in der Stadt aus, schaute aber zwischendurch immer mal auf die Karte, denn durch die Umleitungen war er doch etwas aus der eigentlichen Richtung abgekommen.

Ich hatte ihm unterwegs auch von Sukos Schicksal berichtet und von seinem »Liebesurlaub« in Paris.

Harry hatte das nicht begriffen. Er kam immer wieder darauf zurück, auch jetzt, als wir zum x-tenmal anhielten.

»Kannst du dafür eine Erklärung finden, John?«

»Ich habe mich bemüht.«

»Ist es dabei geblieben?«

»Irgendwie schon. Keiner von uns kann wohl ermessen, was Suko durchgemacht hat. Er hat auch nie darüber gesprochen, wie es in seinem Innern aussieht.«

Der Kommissar hob die Schultern. »Es gibt Dinge im Leben eines Menschen, die zu persönlich sind. Mit denen muß man dann allein fertig werden.«

»Stimmt.«

Es ging nach diesem letzten Stop besser. Wir rollten zudem in Straßen hinein, die noch nicht aufgerissen worden waren. Dicht an dicht standen die Häuser. Irgendwie sahen sie mir müde aus, als wollten sie schon am nächsten Tag zusammenbrechen.

Aber es gab auch Initiativen. Geschäfte entstanden, kleine Läden, in denen man alles kaufen konnte.

Als wir in die Straße hineinfuhren, in der unser Ziel lag, rollten wir an einem Lebensmittelgeschäft vorbei, wo eine ältere Frau damit beschäftigt war, Apfelsinen in eine große Tüte zu füllen.

Auch Harry hatte es gesehen. »Du wirst zwar lachen, John, aber das ist auch jetzt noch für mich ein Zeichen der Wende. Früher haben wir nach Apfelsinen gegiert, heute werden sie dir fast an jeder Ecke nachgeworfen.« Nach diesen Worten reckte er den Kopf und suchte nach einer Parklücke.

Harry stellte seinen Audi hinter einem Lastwagen ab, der mit Bauschutt beladen war. Alles sah so normal aus. Es war selbst für mich fast unmöglich, mir vorzustellen, daß sich hier Vampire herumtrieben. Selbst Harry Stahl schaffte es nicht, eine Verbindung vom Stasi zu den

Blutsaugern herzustellen. Natürlich hatten wir darüber diskutiert, aber Hinweise hatte es nie gegeben, zumindest nicht für Harry Stahl, der aber hatte auch vor der Wende nicht zu dem Club gehört.

Wir stiegen aus.

Der kühle Wind wehte von der Elbe zu uns herüber. Er brachte den Geruch von altem Wasser mit.

Als ich meine Schultern zusammenzog, lachte Harry und strich sein Haar zurück. »Oben in den Bergen ist bereits der erste Schnee gefallen, und im Erzgebirge haben sie schon Glatteis.«

»Von welchen Bergen redest du?«

»Elbsandsteingebirge.«

»Kenne ich nicht.«

»Vielleicht wirst du es mal kennenlernen.«

»Möglich.«

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich nicht, wie ich diese Landschaft noch kennenlernen würde.

Unser Mann hieß Helmut Stoßflug und wohnte in der dritte Etage eines älteren Hauses, dessen Fassade noch einen Teil des alten grünen Anstrichs zeigte.

Da die Haustür nicht abgeschlossen war, betraten wir den Flur und stiefelten die Treppe in den dritten Stock hoch. Wenn die aufgeführten Namen auf dem Klingelbrett nicht gelogen hatten, mußten wir Stoßflug dort finden.

Das Haus war feucht. Es wirkte traurig von innen. Kochgerüche drangen an unsere Nasen.

Kindergeschrei hörten wir ebenfalls. Eine Tür knallte unter uns. Eine Frau schrie mit lauter Stimme ihrem Kind nach, daß es sich warm anziehen sollte.

Vor einer grauen Tür blieben wir stehen. Harry war vorgegangen, ich wartete noch und lehnte mich an das Geländer. Der Kommissar bückte sich, um die Buchstaben auf dem an der Wand angebrachten Pappschild lesen zu können.

»Ja, wir sind richtig.«

»Dann drück mal.«

Er schellte. Wir hörten die Klingel. Wenn sich jemand in der Wohnung befand, mußte er sie hören, doch zunächst tat sich nichts. Helmut Stoßflug schien nicht da zu sein.

»Mist«, sagte der Kommissar.

»Versuch es noch mal. Ansonsten fragen wir mal bei den Nachbarn.«

Der zweite Klingelversuch brachte uns einen vorläufigen Erfolg. Zumindest hörten wir hinter der Tür Schritte, dann fragte eine Männerstimme: »Ja, wer ist denn da?«

»Herr Stoßflug?« rief Harry.

»Weiß noch nicht…«

Ich grinste über die Antwort, Harry aber war leicht sauer. »Mein Name ist Stahl. Kommissar Stahl. Ich möchte Sie bitten, mir zu öffnen, Herr Stoßflug.«

»Wüßte nicht, weshalb.«

»Weil wir mit Ihnen reden wollen.«

Wir hörten ein Husten. »Warum ausgerechnet mit mir? Hier im Haus wohnen noch andere.«

»Machen Sie keinen Unsinn, Herr Stoßflug! Sie waren bei der Polizei, und ein Oberwachtmeister Kleist hat mir Bescheid gegeben. Ich bin nicht grundlos von Leipzig extra hergekommen.«

»Ihre Sache.«

»Herr Stoßflug, ich…«

»Ja, ja, kommen Sie nur, Kommissar, kommen Sie rein, damit ich Ihnen eine Geschichte erzählen kann. Aber schieben Sie zuerst den Ausweis unter der Türritze hindurch. Ich muß verdammt vorsichtig sein, verstehen Sie?«

Das verstand Harry zwar nicht, er zog den Ausweis trotzdem und schob ihn in die Wohnung.

Wir warteten ab.

Zuerst tat sich nichts. Wir hörten ihn nicht mehr, dann wurde der Ausweis wieder zurückgeschoben und kurz danach drehte sich der Schlüssel zweimal von innen.

Stoßflug öffnete.

Als er mich sah, wollte er die Tür wieder schließen, doch Harry blockierte mit dem Fuß die Tür.

»Keine Sorge, das ist ein Kollege aus London.«

»Ja und?« hechelte er.

»Mr. John Sinclair kennt sich aus. Sie brauchen sich deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen.«

»Hätte ich auch nicht getan.«

Die Tür schwang weiter auf, so daß wir die Wohnung betreten konnten. Das heißt, wir gerieten in einen düsteren Flur, und mir fiel zuerst der Geruch auf.

Nicht nur, daß die Luft abgestanden war, schal und muffig roch, nein, noch etwas anderes schwang mit.

War es der Geruch von Blut?

Stoßflug mußte meinem Gesicht angesehen haben, wie irritiert ich war, er fragte mich, was ich hätte.

»Nichts.«

»Das ist gut.«

Helmut Stoßflug paßte sich der Wohnung an. Er sah ebenso grau aus. Er mußte einiges hinter sich haben, was in seinem Gesicht Spuren hinterlassen hatte. Manchmal konnte er nur mühsam ein Zittern überspielen. Als ich nahe an ihm vorbei in Richtung Küche schritt,

roch ich sehr deutlich seine Schnapsfahne.
Die Küche diente gleichzeitig als Schlafraum. Als wir sie betraten, öffnete Stoßflug zunächst einmal das Fenster, um den alten Geruch herauszulassen. Dann strich er über sein Haar, das fettig auf seinem Kopf klebte und wohl irgendwann mal blond gewesen war. Er schob die Unterlippe vor und brachte uns zwei Stühle. Er selbst setzte sich auf das Bett und schielte die Schnapsflasche an.
Harry Stahl übernahm die Fragerei.
»Sie wissen sicherlich, weshalb wir bei Ihnen sind?«
Er nickte.
»Das ist gut, Herr Stoßflug. Leider wissen wir nicht genug. Deshalb möchte ich Sie bitten, uns alles zu erzählen.«
»Was denn?«
»Von Beginn an.«
Er strich über sein Haar. »Meinen Sie die Sache, die vor zehn Jahren geschehen ist?«
»Genau die. Ich las in dem Protokoll, daß damals Ihre Frau verschwand und sie Helga erst vor kurzem als Vampir wiedergesehen haben. Ihrer Meinung nach hat der Staatssicherheitsdienst dabei seine Finger mit im Spiel gehabt.«
»Das kann ich nicht beweisen. Ich glaube aber daran. Jetzt mehr den je«, meinte er. Er preßte seine Finger gegen die Augen, als wollte er sie tief in die Höhlen zurückdrücken. Dann senkte er den Kopf. Seine Hand zuckte in Richtung Flasche, er ließ sie aber stehen und zupfte dafür die dunkelrote Strickjacke zurecht, die über seiner Schulter hing. Dann begann er zu reden. Er schaute uns dabei nicht an, sprach von den früheren Jahren, von seiner Angst, von seinem Leid, das ihn beinahe depressiv gemacht hatte, und er kam dann auf die Gegenwart zu sprechen, auf den Abend, an dem er seine Frau Helga als Vampir vor seinem Fenster hatte schweben sehen. Und dabei blieb er, als ich mich erkundigte, ob er sich nicht getäuscht hatte.
»Nein, sie ist da. Ich will nicht sagen, daß sie lebt, das kann man ja kein Leben nennen, aber sie ist da.«
»Und weiter?«
Er berichtete von seinen Erfahrungen mit der Polizei, lobte einerseits den Kollegen Kleist und schimpfte haßerfüllt über einen gewissen Heinrich, der ihn schon zu SED-Zeiten nie gemocht und auch damals den Fall bearbeitet hatte.
»Er hat etwas gewußt«, sagte Stoßflug. Dabei ballte er seine Hände zu Fäusten.
»Woher wissen Sie das?«
Er schaute den Kommissar an. »Ich… ich kann es sogar beweisen, denn ich habe ihn umgebracht.«
Wir reagierten nicht. Auch ich, der ich wirklich daran gewöhnt war,

Überraschungen zu erleben, saß zunächst starr und schweigend auf meinem Stuhl. Erst nach einer Weile hatte ich mich wieder gefangen und wollte wissen, ob ich mich nicht verhört hatte.

»Nein, das haben Sie nicht. Ich habe ihn getötet, ich mußte es einfach tun.«

»Weshalb taten Sie es?«

Er schaute mich an, dann den Kommissar. Schließlich stand er mit einer langsamen Bewegung auf.

Sein Gesicht hatte noch mehr an Farbe verloren, obwohl das kaum noch möglich war. »Kommen Sie mit«, sagte er nur und ging vor.

Wir blieben ihm dicht auf den Fersen. Harry schaute mich an und hob die Schultern. Ich antwortete ihm mit der gleichen Geste. Es lag einzig und allein an Stoßflug, uns aufzuklären.

In der Diele wandten wir uns scharf nach rechts. Dort befand sich eine schmale Tür an der Wand, vor der Stoßflug Halt gemacht hatte. Er schaute sie an, zögerte.

»Was liegt dahinter?« fragte Harry.

»Es ist die Tür zum Bad«, sagte er mit leiser Stimme.

»Ja und?«

»Ich habe ihn dorthin geschafft.«

»Wen?«

»Den Toten.«

Harry schaute ihn an, drückte ihn zur Seite, so daß Stoßflug zwischen ihm und nur stand, dann legte er die Hand auf die Klinke und riß die Tür auf.

Es war zu düster, der kleine Raum hatte kein Fenster. Das aber interessierte uns in dem Augenblick nicht. Wir beide sahen den kompakten Schatten, der zwischen Toilette und der Sitzbadewanne eingeklemmt lag.

Ich machte Licht.

Mit fast brutaler Deutlichkeit traf uns das Bild. Wir schauten direkt auf die Brust des Mannes, in der eine große Wunde klaffte. An den Rändern wirkte sie wie eingerissen, aber das war nicht alles.

Aus der Wundenmitte ragte ein Stuhlbein hervor. Er mußte aus Eiche bestehen und war sicherlich an seiner Vorderseite angespitzt worden. Helmut Stoßflug hatte seinen Gegner mit dieser primitiven Waffe gepfählt…

***

Das Schweigen lastete zwischen uns. Es war bedrückend. Ich sah in das Gesicht des Toten. Auf der Haut hatten sich noch einige Blutspritzer verteilt, die wie makabre Sommersprossen wirkten. Ansonsten sahen wir nur wenig Blut, ein Zeichen, daß das meiste aus seinem Körper herausgesaugt worden war.

Ich ging wieder zurück, auch Harry Stahl hatte den kleinen Raum verlassen. Die Tür ließen wir offen.

»Warum?« fragte ich leise.

»Weil er ein Vampir war«, gab der Mann ebenso leise zurück.

Ich nickte. »Verstehe ich. Andere Frage. Wie ist er zu einem Vampir geworden?«

»Durch… durch«, er rang nach Worten und schaute dabei gegen die Decke. »Durch meine Frau!« stieß er schließlich hervor. »Ja, verdammt, es ist Helga gewesen, die sein Blut saugte und mich dabei zuschauen ließ. Sie hat ihn zum Vampir gemacht!«

»Wann war das?«

»Bei ihrem zweiten Besuch«, sagte er mit kaum zu verstehender Stimme. »Sie ist ja nicht nur einmal hier gewesen, sie tauchte auch gestern abend hier auf…«

»Und?«

»Lassen Sie uns wieder gehen. Ich… ich kann ihn nicht sehen. Ich habe ihn aus dem Wohnzimmer in das kleine Bad geschleppt. Ich wußte sonst nicht, was ich tun sollte. Ich mußte ihn doch… ich bin durcheinander. Ein Toter in der Wohnung, und ich bin der Mörder.«

»Das sind Sie nicht, Herr Stoßflug«, beruhigte ich ihn. »Sie haben getan, was getan werden mußte. Aber Sie werden verstehen, daß wir jetzt nach noch mehr Antworten suchen müssen. Es stehen viele Fragen offen, das können Sie mir glauben.«

»Ja, ich weiß.« Er ging wieder in die Küche. Wir ließen ihn und hörten ihn weinen.

»Verstehst du das?« fragte mich der Kommissar.

»Noch nicht.«

»Wieso dieser Heinrich?«

Ich dachte eine Moment nach. »So wie er uns von Stoßflug geschildert wurde, kann ich nicht daran glauben, daß er rein zufällig bei ihm aufgetaucht ist. Ich bin sogar der Meinung, daß er vor zehn Jahren schon Bescheid gewußt hat.«

»Du meinst, wegen des Verschwindens der Frau.«

»Ja, er hat doch was vertuschen wollen. Und sicherlich hat es bei euch zahlreiche Polizisten gegeben, die mit dem Stasi zusammengearbeitet haben.«

»Natürlich, sonst konnte man ja kaum Karriere machen.«

»Möglicherweise hat er bei der Entführung sogar mitgeholfen. Ich kann mir vorstellen, daß Helga Stoßflug der Schlüssel ist. Und dieser Erich Meier konnte mir noch sagen, daß es wohl eine Gruppe von Stasi-Leute gibt, die man nicht als normal bezeichnen kann, also keine Menschen sind und überdauert haben.«

Harry tippte mir mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Wenn das stimmt, John, dann müssen sie ein verdammt gutes Versteck gehabt

haben.«
»Das streite ich nicht ab.«
»Und Helmut Stoßflug ist dabei zwischen die Fronten geraten. Er wurde fertiggemacht, siehe Anstalt und so.«
»Er wird uns einiges sagen können, hoffe ich.« Ich dachte an die Kopien der Akte, die ich von Meier bekommen hatte und auch daran, daß es einen geheimnisvollen Schwarzen geben sollte, so eine Art Oberstasi-Vampir. Noch war dies Theorie, wir hatten zudem auch nicht mit Stoßflug darüber gesprochen, aber das Thema würde auf den Tisch kommen, das stand erst einmal fest.
Ich hatte das Gefühl, von einem Netz aus Intrigen und alten Seilschaften umgeben zu sein, die sich nur schwer auflösen ließen.
Kommissar Stahl betrat vor mir die Küche. »Lassen Sie doch das Trinken sein«, sagte er.
Stoßflug setzte die Flasche ab. »Ich brauchte den Schluck einfach. Ich bin fertig.«
»Ja, das verstehen wir. Es wäre besser für Sie, die Wohnung hier zu verlassen, nur wird das nicht gehen, weil sie unsere einzige Spur sind und einiges wissen, was uns weiterhelfen könnte.«
Er schüttelte den Kopf und starrte dabei zu Boden. »Ich weiß nichts«, erwiderte er. »Ich weiß überhaupt nichts. Ich bin völlig am Ende. Man hat mich benutzt. Damals und auch heute. Ich bin zwischen die Steine geraten und zermalmt worden.«
»So schlimm ist es nicht«, stellte Harry fest. »Außerdem sind wir jetzt hier.«
»Na und? Rechnen Sie sich vielleicht was aus?«
»Aber sicher doch.«
»Da können Sie lange warten. Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie gegen dieses verfluchte Geflecht ankommen. Nein, das kann ich nicht glauben.«
»Wir werden es schaffen, wenn Sie uns helfen«, sagte ich schnell, weil ich merkte, daß Harry allmählich Wut bekam und möglicherweise überreagierte.
»Ich bin doch der größte Narr, Herr Sinclair.«
»Nein, Sie sind ein Held. Daß Sie den Blutsauger zur Hölle geschickt haben, verdient Anerkennung. Und Sie sind auch kein Mörder, dabei bleibe ich. Keiner wird Sie wegen dieser Tat anklagen. Wir werden dafür sorgen, daß man die Leiche abholt.«
»Das ist alles gut, aber was ist, wenn…?« Er hörte auf zu sprechen und winkte ab.
»Erzählen Sie uns von gestern abend, als der Polizist Sie besuchte.«
Stoßflug nickte. »Ich war ja völlig überrascht, als er vor mir stand. Er kam, um mich zu warnen.«
»Wovor?«

»Ich sollte meine Aussage zurückziehen. Er bot mir sogar zweitausend Mark dafür. Er wollte mich kaufen, stellen Sie sich das mal vor! Ich habe abgelehnt und mußte erfahren, daß es nun schlecht für mich aussah. Ich müßte damit rechnen, vernichtet zu werden. Heinrich wollte die Wohnung schon verlassen, als es klingelte. Meine Frau stand plötzlich vor mir, und Heinrich war nicht überrascht, er hatte nämlich Bescheid gewußt…« Mit dürren Worten berichtete er, was dann geschehen war und wie er es geschafft hatte, den Blutsauger zu vernichten.

Uns interessierte mehr seine Frau. »Was hat Helga denn zu Ihnen gesagt?« wollte Harry wissen.

»Sie hat endgültig Abschied genommen. Ich hab' ja auch noch Glück gehabt, daß sie nicht mein Blut getrunken hat.«

»Das stimmt«, murmelte ich.

»Und dann war da noch einer«, sagte er plötzlich.

»Wie - wo?« fragte ich.

»Hier in der Wohnung.«

Er trank wieder einen Schluck Schnaps. »Nein, nicht hier in der Wohnung. Er wartete im Flur und war der Begleiter meiner Frau.«

»Sie kannten ihn nicht?«

»Richtig.«

»Aber Sie können ihn beschreiben«, sagte Harry.

Helmut Stoßflug nickte. »Das kann ich schon, und ich muß Ihnen sagen, daß ich mich vor ihm gefürchtet habe. Es war ja auch kein Mensch, wenn Sie verstehen.«

»Ein Vampir?« hakte ich nach.

»Richtig, ein Blutsauger, aber anders, als man ihn kennt, verstehen Sie?«

»Nicht direkt«, sagte ich. »Sprechen Sie weiter.«

»Er war nicht so gekleidet wie die Vampire, die man von Zeichnungen oder aus dem Kino her kennt. Dieser Mann trug«, so flüsterte Helmut Stoßflug, »einen Frack oder so. Er sah elegant aus, als wäre er gerade von einem Fest gekommen.«

»Was fiel Ihnen noch auf?«

»Seine Zähne, die aus dem Oberkiefer ragten. Zwischen den Lippen klemmte sogar noch eine Zigarette.« Stoßflug schüttelte sich. »Das war gar nicht zu fassen, das ist mir einfach unter die Haut gegangen. Der sah aus, als gäbe es ihn nicht echt. Er wirkte wie eine Figur, die man dahingestellt hatte. Und doch lebte er. Ist das nicht schrecklich? Er lebte tatsächlich, was ich nicht fassen kann.«

»Sind Namen gefallen?« wollte ich wissen.

»Sie meinen, ob Helga ihn mit einem Namen angesprochen hat?«

Ich nickte.

»Nein, überhaupt nicht. Ich hatte ihn zuvor auch nie gesehen, aber

trotz seiner eleganten Kleidung strömte er etwas aus, das mir eine starke Furcht einjagte. Für mich war es die stumme Sprache des Todes oder des Blutes. Hört sich blöd an, ich weiß, aber ich finde keinen anderen Vergleich. Das ist so gewesen.«

Harry Stahl nickte mir zu, bevor er seine Meinung kundtat. »Der Schwarze muß das gewesen sein. Da kannst du sagen, was du willst, John.«

»Möglich.«

»Wer ist das denn?« fragte Stoßflug.

»Jemand, den wir suchen.«

Er duckte sich leicht, als er flüsterte: »Stasi?« Noch jetzt hatte er Furcht davor.

»So wird es wohl sein.«

»Sie sind noch da« flüsterte er. »Die verdammte Bande ist nicht aufgerieben worden. Sie ist allmächtig. Jetzt rottet sie sich wieder zusammen. Sie sind untergetaucht nach der Wende, aber haben es nie aufgegeben, wieder mächtig zu werden. Ich spüre, daß da etwas auf uns zukommt. Ja, ich weiß es sogar.«

Ich wechselte das Thema. »Sie haben immer hier in Dresden gelebt, Herr Stoßflug?«

»Richtig.«

»In diesem Haus?«

»Ja.«

»Dann würde ich Sie gern fragen, ob in den letzten Jahren in dieser Gegend Fälle von Vampirismus vorgekommen sind. Gab es Gerüchte, gab es Geschichten, die man hinter vorgehaltener Hand erzählte? Sie wissen ja, wie das läuft.«

Er überlegte und schüttelte den Kopf. »Nein, davon weiß ich nichts. Was aber nichts zu sagen hat. Die meisten Menschen erfahren nicht, was hier abläuft.« Er deutete mit dem Finger gegen die Decke. »Das läuft immer einige Etagen höher ab.« Helmut lachte bitter auf. »Als ich von meiner Kur zurückkehrte, da hat man mich erst geschnitten. Ich war meine Arbeit los…«

»Was sind Sie denn von Beruf?«

»Hersteller, das ist so etwas wie Grafiker.«

»Verstehe. Und was taten Sie nach dem Aufenthalt?«

Er hob die Schultern. »Ich bekam Arbeit in einer Zigarettenfabrik. Aber ganz unten. Lager, Hilfsarbeiten und so. Und ich blieb auch ganz unten. Die da oben hatten natürlich meine Akte, die wußten, was mit mir los war.«

»An Ihnen kann es also nicht gelegen haben«, sagte ich.

Er hob die Schultern. »Ich weiß zwar nicht, was Sie damit meinen, aber ich gebe Ihnen recht.«

»Kommen wir zu Ihrer Frau.«

»Moment mal, John«, sagte der Kommissar. »Ich verschwinde jetzt und setze mich mit den Kollegen in Verbindung. Ich möchte, das der Tote abgeholt wird.«

»Das ist okay.«

Als Harry weg war, wiederholte ich meine Bemerkung.

Helmut Stoßflug wollte mir den Wind aus den Segeln nehmen. »Ich weiß nichts mehr über meine Frau, das ist alles zehn Jahre her. Da heilt die Zeit viele Wunden.«

»Da haben Sie recht, Herr Stoßflug. Mir aber geht es um die Zeit vor dem Verschwinden.«

»Wieso?«

»Das will ich Ihnen erklären. Meiner Absicht nach müssen die Kräfte auf der anderen Seite einen bestimmten Grund gehabt haben, sich gerade an Ihre Frau zu wenden.«

»Meinen Sie?«

»Sicher. Deshalb will ich wissen, was sie beruflich getan hat? Konnte sie etwas dabei in Erfahrung bringen?«

Er schaute zum Fenster. »Helga arbeitete in einer Exportfirma als Sekretärin und Dolmetscherin. Sie stand schon in einer verantwortlichen Position.«

»Wo sie auch mit dem Stasi Verbindung hatte?«

»Kann sein.«

»Hat sie nie darüber gesprochen?«

»Nicht mit mir.«

Ich faßte den Komplex anders an. »Wenn Sie an die Tage vor der Entführung denken, wissen Sie vielleicht, ob sich Ihre Frau da verändert hat? Gab sie sich normal, tat sie alles wie immer?«

»Sie verlangen viel.«

»Überlegen Sie. Es ist wichtig.«

Ich ließ ihm Zeit, und er strengte sich wirklich an. Einige Male sah es so aus, als wollte er sprechen, doch er hielt seine Worte zurück. Er fand nicht den Bogen.

»Jede Kleinigkeit kann wichtig sein«, stand ich ihm bei.

»Es liegt alles so lange zurück, aber je mehr ich darüber nachdenke, um so intensiver fallen mir die Situationen wieder ein. Sie selbst war kaum anders, aber die Umstände.«

»Na bitte.«

»Das ist doch kein Beweis. Jedenfalls hat Helga kurz vor ihrem Verschwinden immer viele Überstunden gemacht. Das kam öfter vor, aber nicht so gehäuft. Ich dachte, daß ein anderer Mann dahinter stecken würde, doch der Verdacht wurde mir genommen. Es gab keinen anderen Mann. Sie hatte tatsächlich viel zu tun. Einmal hat sie sogar von einer großen Sache gesprochen.«

»Haben Sie nachgefragt.«

»Ja, ich war neugierig, aber sie hat nur den Kopf geschüttelt. Das Wort Verschwörung fiel auch.«

»Wer verschwor sich gegen wen?«

»Da fragen Sie mich zuviel, das weiß ich nicht. Jedenfalls erinnere ich mich daran.«

»Und was passierte noch? Zum Beispiel an dem Tag, als sie verschwand? Gab es da etwas Besonderes.«

»Nur die Überstunden. Doch daran hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Nur dauerten sie in diesem Fall eben zehn Jahre.«

»Sie kehrte also nicht zurück.«

»So ist es.«

»Und sie erstatteten Vermißtenanzeige, wobei man Ihnen kein Wort glaubte.«

»Das stimmt auch.«

Ich wollte von ihm wissen, ob diese Exportfirma noch existierte, aber Stoßflug schüttelte den Kopf.

»Nein, sofort nach der Wende löste man sie auf.«

»Die Treuhand?«

»Sie selbst. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, daß es keine richtige Firma war, sondern eine Stasi-Zentrale oder Filiale.«

»Da könnten Sie recht haben. Kennen Sie Kollegen Ihrer Frau, an die wir uns wenden könnten?«

Er rieb seine Hände gegeneinander und schaute dann auf seine Fingernägel. »Möglich ist das schon, aber meine Frau hatte auch keinen Kontakt mit ihren Kollegen. Ich denke da an den privaten. Sie hat auch nie jemand zu uns eingeladen.«

»War sie denn so scheu?«

»Das weiß ich auch nicht. Sie wollte am Abend ihre Ruhe haben, das ist es gewesen.«

»Schade.«

Er schaute mich an. »Darf ich fragen, was Sie jetzt tun werden? Sie wollen den Fall doch lösen.«

»Richtig. Ich spreche jetzt nur für mich, rechne aber damit, daß mein Kollege einverstanden sein wird. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werden wir in Ihrer Nähe bleiben, Herr Stoßflug.«

»In meiner Wohnung also?«

»Das dachte ich mir.«

Er überlegte, hob die Arme, ließ sie wieder fallen. »Nun ja, es ist keine Luxusherberge. Rechnen Sie denn tatsächlich damit, daß Helga wieder zurückkehrt?«

»Bestimmt.«

»Und warum?«

»Weil Sie ein Zeuge sind, Herr Stoßflug. Sie haben nicht nur sie gesehen, auch den anderen.«

Er faßte sich an den Hals. Meine ehrlichen Worte hatten ihn etwas geschockt. Um ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen, erkundigte ich mich nach dem Namen des ehemaligen Chefs seiner Frau. »Den werden Sie doch kennen.«

»Ja, er hieß Rico.«

»Und wie weiter?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Macht nichts. Jedenfalls haben Sie ihn nach dem Verschwinden Ihrer Frau nicht mehr gesehen, oder doch?«

»Nie mehr.«

Vom Flur drangen Geräusche herein. Harry Stahl kehrte zurück, im Schlepptau einige Kollegen. Ich lernte auch den Oberwachtmeister Uwe Kleist kennen, der die Meldung weitergeleitet hatte. Den Schock über Heinrichs Tod hatte er ebenso wenig überwunden wie seine Kollegen, die die Leiche in eine Plastikbadewanne legten und dann das Oberteil zuklappten.

Natürlich hatte Kleist Fragen, die wir ihm nicht beantworten konnten. Harry machte ihm nur klar, daß es unser Fall war und er sich damit abfinden müßte, daß Vampire tatsächlich hier in Dresden existierten und sie wahrscheinlich mit dem Stasi in Verbindung gestanden hatten.

Fassen konnte er es nicht. Er ging dann auch zusammen mit den anderen. Harry und ich blieben in der Diele zurück. »Was hast du herausgefunden, John?«

»Nicht viel, aber einiges.«

Er hörte mir zu und nickte. »Klar ist es zwar nicht, aber ich gehe mal davon aus, daß die verschwundene Helga Stoßflug eine Schlüsselrolle gespielt hat.«

»Richtig.«

»Und welche, bitte?«

»Ich glaube, daß man sie aus dem Verkehr gezogen hat. Sie sah und wußte zuviel.«

Stahl nickte zustimmend. »Das kann gut sein. Dann drehte man sie um. Man machte sie zu einem Vampir und nahm sie mit in das Versteck. Ist das korrekt?«

»Besser geht es nicht.«

»Jetzt brauchen wir das Versteck nur zu finden«, sagte Harry mit müder Stimme.

»Du kennst dich hier nicht aus.«

»Nicht so, John. Weißt du eigentlich wie groß dieses Land Sachsen ist?«

»Nein.«

»Zu groß. Da gibt es viele Verstecke, besonders östlich von hier in Richtung Tschechei.«

»Dichte Wälder.«
»Fast schon Urwälder.«
Ich ging wieder in die Küche, wo Helmut Stoßflug noch immer wie ein Häufchen Elend hockte und vor sich hinstarrte. »Nun?« fragte ich. »Ist Ihnen noch etwas eingefallen?«
»Sie werden lachen, ich glaube schon.«
»Dann raus damit!«
Helmut Stoßflug stand auf. Diesmal wirkte seine Bewegung beinahe schon zackig, als hätte er Mut geschöpft und die Sorgen verdrängt. Er ordnete sogar sein Haar und zupfte die Jacke zurecht. Dann nickte er uns zu. »Ja«, sagte er mit einer sicher klingenden Stimme, »es ist mir noch etwas eingefallen. Ich habe darüber nachgedacht, als Sie beide nicht mehr hier in der Küche waren. Da ist mir etwas eingefallen.« Er räusperte sich. »Meine Frau und, dieser Polizist kannten sich zwar, sie verstanden sich aber nicht gut. Da ist von einem Wissen gesprochen worden, von einem Schloß und einer ehemaligen Schule. Mehr weiß ich auch nicht.«
Harry pfiff durch die Zähne. »Das ist doch schon sehr gut, mein Lieber.«
Stoßflug wurde verlegen. »Aber es kann auch…«
»Nein, nein. Ich frage Sie nur, welche Schule das sein könnte? Hier in Dresden eine?«
»Glaube ich nicht. Helga behauptete, daß dieser Heinrich das Schloß und eine Schule kennen würde.«
»Ihn können wir nicht fragen«, meinte der Kommissar, »aber wir werden herausfinden, was diese beiden Begriffe zu bedeuten haben. Was meinst du, John?«
»Ich bin dabei.«
»Wollen Sie mich dann allein lassen?« flüsterte Stoßflug. »Sie hatten mir doch versprochen, daß Sie…«
»Haben wir auch«, beruhigte ich ihn. »Sie brauchen zudem keine Angst zu haben. Es bleibt noch einige Stunden hell. Sobald die Dunkelheit hereinbricht, sind wir wieder bei Ihnen, das verspreche ich.«
»Ja, stimmt, Vampire lieben ja die Dunkelheit. Sie… sie sind Geschöpfe der Nacht.«
»So ist es.«
»Ich mache dann etwas sauber«, meinte er, als wir gingen.
»Für uns nicht«, sagte ich, »nur tun Sie sich selbst noch einen Gefallen, Herr Stoßflug.«
»Welchen denn?«
»Keinen Schnaps mehr.«
Er nickte. »Natürlich. Nicht daß Sie denken, ich wäre Alkoholiker, aber ich brauchte nach diesem Horror einfach einen Schluck. Jetzt

weiß ich mich ja sicher.«

»Gut.« Ich verließ die Wohnung und lief Kommissar Stahl nach, der schon, zwei Etagen hinter sich gelassen hatte.

Wenn ich mir alles so durch den Kopf gehen ließ, sah es nicht so unübel aus.

Wir hatten drei Spuren.

Das Schloß, die Schule und den Namen Rico…

***

Sie lag auf den kalten Stein und merkte nichts davon. Ihr rotblondes Haar fiel wie ein Vorhang über die beiden Seiten des Steins hinweg nach unten.

Ihre Augen waren geöffnet, sie starrte in die tiefschwarze Dunkelheit, die den gruftartigen Kellerraum ausfüllte. Sie hatte das Blut getrunken, sie wußte, daß Tag war und spürte die Schwere ihrer Glieder, was sich spätestens dann ändern würde, wenn die Sonne gesunken war und die Vorboten der Nacht eintrafen.

Helga Stoßflug war eine Blutsaugerin, doch ihr Verstand arbeitete normal. In den letzten Stunden hatte sie immer wieder über alles nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, einen Fehler begangen zu haben. Ja, sie hätte weitersaugen sollen, sie hätte auch ihren Mann in die Finsternis hineinzerren sollen, denn er war in diesem Fall ein zu guter Zeuge.

Das wußte auch Rico, aber er hatte ihr gegenüber nichts erwähnt. Daß sich dies ändern würde, war ihr klar.

Sie lag allein in der Tiefe des unheimlichen Kellers. Noch nie zuvor hatte ein Sonnenstrahl ihn durchdrungen, deshalb war er der richtige Platz für Vampire.

Sie versuchte an nichts zu denken, wollte in einen totenähnlichen Schlaf fallen, was ihr leider nicht gelang. Sie blieb wach, sie wartete, und sie war sicher, daß er kommen würde.

Er kam tatsächlich.

Sie hörte das typische Kratzen, als die Unterseite über den Boden schleifte. Es war immer das Zeichen, daß *er* kam, daß er sich näherte, daß er etwas von ihr wollte.

Sie erwartete ihn. Sie war wieder wach geworden, sie fing an zu zittern, aber sie blieb liegen.

Er kam, doch Helga sah ihn nicht. Sie spürte ihn nur. Es war wie immer, denn es wehte ihr etwas entgegen. Das war der Geruch von Macht, von Blut und Tod. Aber von einem Tod, der für Vampire wie sie das Leben bedeutete, auch wenn es anders war als das Leben der Menschen.

Manchmal fragte sich Helga, ob sie diese Person liebte. Immer vorausgesetzt, daß Vampire so etwas wie Liebe empfinden konnten.

Bei ihr war es das wohl nicht. Ihr Gefühl kam mehr der Sucht gleich, an der Macht des Mächtigen teilhaben zu wollen.

Die Aura verdichtete sich.

Moder, Erde, vermischt mit einem stockigen Blutgeruch, wehten durch das stockdunkle Verlies. Sie hörte seine Schritte, die sich in ihre Richtung bewegten.

Dann war er da.

Noch immer konnte sie ihn wegen der dichten Dunkelheit nicht sehen. Er stand jetzt neben ihrer harten Unterlage und schaute wahrscheinlich auf sie nieder.

»Du…?« hauchte sie. »Du bist es…?«

»Sicher.«

»Ich habe dich erwartet.«

Rico lachte und beugte sich über sie. Da schien die Finsternis noch dunkler zu werden, als er dies tat. Sie spürte seine Aura, die sich wie ein Vorhang über sie drängte, und er beugte sich noch weiter vor, damit ihre bleichen Gesichter sich berühren konnten.

Zuerst spürte sie seine Finger, die zu beiden Seiten der Steinplatte durch ihr Haar strichen. Sie streichelten es, sie durchfuhren die langen Strähnen, sie drehten sie zu Locken, ließen sie wieder auseinandergleiten und streiften sie zurück.

Es war ein ewiges Spiel, es war wie eine Lockung, und sein Gesicht näherte sich noch mehr dem Ihren.

Helga spürte seine Wange an der ihren. Sie zuckte zusammen. Ihre Füße bewegten sich, die Oberschenkel krampften sich zusammen, dann glitt etwas Dickes, Klebriges über ihr Gesicht und zeichnete die Bögen ihrer Augenbrauen nach.

Helga Stoßflug schauderte zusammen. Es waren die Gefühle einer Blutsaugerin, die sie durchströmten, und sie merkte immer stärker, wie sehr sie sich zu dieser Gestalt hingezogen fühlte.

Seine Hände verließen ihre Haarflut, bewegten sich in andere Richtungen und erwischten ihr Gesicht.

Fingernägel zogen Furchen durch ihre Haut, glitten über die Nase, zeichneten den Schwung ihrer Lippen nach, und einen Augenblick später spürte sie seine Zähne, die sich sacht über ihre Gesichtshaut schoben.

Das weckte Erinnerungen an die Zeit, als er sie genommen hatte. Es lag lange zurück, doch auszulöschen war diese Erinnerung nur durch die Vernichtung der Gestalt.

Ein dunkles Büro, in dem sie nach Akten suchte. Nur die kleine Taschenlampe brannte. Sie hatte damals eine schreckliche Verbindung zwischen ihrer Firma, dem Stasi und den unheiligen Geschöpfen gefunden. Nur noch den letzten Beweis benötigte sie, dann war alles klar.

Als sie ihn hatte, war Rico erschienen. Und er wußte sofort, wie der Hase lief.

Er hatte nicht viel gefragt, er hatte ihr die Taschenlampe aus der Hand gedreht, sie zu Boden geworfen und zertreten. Dann war er über sie gekommen, er hatte sie auf einen der Schreibtische gelegt, und Helga hatte mit einer Vergewaltigung gerechnet.

Alles war anders gekommen.

Er hatte ihr den Vampirkuß gegeben und dann ihr Blut getrunken. Sie war zu seiner Dienerin geworden, der es nichts ausmachte, wenn er hin und wieder noch einmal das Blut aus ihr heraussaugte, das sie sich kurz zuvor geholt hatte.

So, wie er es jetzt tat. Sie hatte den Biß kaum gespürt, aber die Zähne und seine Lippen hingen an ihrem Hals, und sie hörte auch die typischen Sauggeräusche. Dabei gab er ein leises Stöhnen von sich, ein Zeichen dafür, wie wohl er sich fühlte.

Sie hielt still. Es hatte auch keinen Sinn, ihm Widerstand entgegensetzen zu wollen. Er war sowieso stärker. Sie war nicht mehr als Wachs in seiner Hand.

Rico saugte die Kraft aus ihrem Körper. Er trank und labte sich am fremden Blut des Polizisten, und er saugte es bis zum letzten Tropfen in sich hinein.

Helga aber merkte, daß sich die Mattheit und Kraftlosigkeit immer mehr steigerte. Jetzt war sie nichts weiter als eine Puppe, die nach dem Aufdrehen eines Uhrwerks abgelaufen war.

Starr lag sie auf dem Stein.

Der Stoff seiner Kleidung raschelte, als Rico sich aufrichtete und zufrieden knurrte.

»Geht es dir gut?« fragte sie leise.

»Ja, jetzt…«

»Ich bin leer.«

»Du wirst frisches Blut bekommen. Sehr bald schon, und du weißt auch, daß du einen Fehler gemacht hast.«

»Ich glaube schon«, flüsterte sie.

Er wollte es genau wissen. »Welchen Fehler hast du begangen?«

»Ich hätte nicht Heinrich leersaugen sollen, sondern meinen ehemaligen Mann.«

»Das stimmt.« Er faßte sie an. Seine Hände blieben auf ihrer Brust liegen.

»Und warum hast du es nicht getan?«

»Ich war zu überrascht.«

»Ist das der Grund?«

»Nicht nur.«

»Sondern?« wisperte seine Stimme in der Dunkelheit.

»Ich haßte ihn. Ja, ich haßte diesen verfluchten Polizisten. Ich habe

ihn schon immer gehaßt. Er sollte von mir einen Denkzettel bekommen, verdammt!«

»Den hast du ihm gegeben.«

»Das weiß ich.«

»Aber der Fehler bleibt bestehen. Ich möchte, daß du ihn so schnell wie möglich egalisierst.«

»Das will ich auch. Wann denn?«

»Die Sonne wird bald sinken. Wir haben noch einen langen Weg vor uns. Der Wagen steht zudem bereit. Der Fahrer wartet schon auf uns. Er wird uns in die Stadt bringen.«

»Gehen wir zu Helmut?«

»So schnell wie möglich. Ich befürchte, daß es schon zu spät ist. Er wird etwas in Bewegung gebracht haben, und wenn die Polizei schnell handelt, kann sie uns schon morgen auf den Fersen sein. Es ist nicht mehr so wie zu meiner Zeit.«

»Das habe ich auch gemerkt.« Sie hob einen Arm an. Ihre Hand suchte nach seiner und legte sich darauf, als sie den Kontakt gefunden hatte. »Welche Strafe hast du für mich ausgesucht, Rico?«

»Keine - bisher. Es hängt davon ab, wie sich noch alles entwickeln wird.«

»Gut, denke ich - gut.«

»Dann komm hoch.«

Helga umfaßte sein Handgelenk und ließ sich von Rico in die Höhe ziehen. Kaum saß sie auf dem Stein, mußte er sie stützen, sonst wäre sie zur Seite gefallen.

»Du bist so schwach!« flüsterte er dicht an ihrem Ohr.

Helga streichelte durch sein Gesicht. »Es ist der große Verlust…«

»Du wirst neues und frisches Blut bekommen, keine Sorge.« Er zog sie von der Steinplatte. Beide Füße stemmte Helga gegen den harten Boden, nur schaffte sie es kaum, aus eigener Kraft auf den Beinen zu bleiben. Er mußte sie schon stützen.

Helga lachte etwas schrill, wobei die Laute an den kahlen Wänden des Gewölbes Echos warfen.

»Ich bin doch nur ein Hindernis für dich«, sagte sie.

»Nein, du bist wichtig.«

Die knappe Antwort hatte ihr gutgetan. Rico verstand es immer, ihr das Gefühl von Sicherheit zu geben. Er baute sie auf, auch wenn er ihr oft die Kraft nahm. An dieses Wechselspiel hatte sie sich längst gewöhnt.

Nebeneinander durchschritten sie das unheimliche und stockfinstere Gewölbe. Ihre Körper berührten sich dabei, und sie liebte es, den Kontakt zu haben.

Er öffnete ihr die alte Tür.

Dieses Knarren kam Helga immer vor wie die Begrüßungsfahne einer

anderen Welt. Einer Welt, in der sie einmal gelebt hatte, die aber jetzt sehr weit zurücklag. Wenn sie trotzdem hineinging, dann hatte sie den Eindruck, nur zu Besuch dort zu sein. Für sie zählte einzig und allein das neue Leben, die Existenz in der tiefen Dunkelheit, aus der sie einen Teil der Kraft nahm.

Kein tödliches Sonnenlicht sollte ja an ihre Augen gelangen, das hatte sie sich geschworen.

Aber auch im Halbdunkeln konnte sie sich bewegen. Das hatte sie bewiesen, als sie ihren ehemaligen Mann besuchte. Sie war dabei kaum schwächer geworden.

Im düsteren Grau vor ihnen zeichneten sich die breiten Stufen einer Steintreppe ab. Sie war genau der Weg in den oberirdischen Teil des Schlosses, das eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich hatte. Nicht viele kannten es. Es stand in der Einsamkeit des deutsch-tschechischen Grenzgebietes, wo verlassene Täler, dichter Wald und Berge den Eindruck hinterließen, als wäre dieses Gebiet von allem vergessen worden.

Sie gingen die Treppe hoch.

Rico, der Vampir im schwarzen Smoking, sehr geschmeidig, während seine Begleiterin Mühe hatte, die hohen Kanten der Stufen überhaupt erklimmen zu können.

Sie nahmen auch nach dem Verlassen der Treppe nicht den normalen Weg, sondern wandten sich nach links, wo sie ein schmaler Gang schluckte, der wiederum so niedrig war, daß sie sich bücken mußten, um nicht über die Decke zu kratzen.

Der Gang endete an der Westseite des Schlosses. Er stank fürchterlich, er war eine Heimat für Ratten und anderes Getier, und auch für die Blutsauger wichtig.

Eine Tür trennte ihn von der normalen Welt.

Davor blieben beide stehen. Zwischen den Mauern war es finster, aber Helga spürte sehr deutlich, daß hinter der Tür noch der normale Tag lauerte, auch wenn der dichte Baumbestand viel von der Helligkeit filterte.

»Ist der Wagen da?« fragte sie bibbernd.

»Ich schaue nach.«

Rico bückte sich. Er zerrte die Tür auf und schaute durch den Spalt ins Freie.

Nichts regte sich.

Dann rief er nach einem Namen. »Sobek!«

Ein scharfer Ruf reichte aus. »Ich bin hier, Chef!«

»Fahr den Wagen ran.«

»Mache ich.«

Er schloß die Tür wieder und legte seine Hände auf Helgas Schultern. »Du wirst sehen, meine Liebe, alles geht glatt. Auf unseren Sobek ist

Verlaß, das brauche ich dir nicht extra zu sagen.«

»Soll er für immer ein Mensch bleiben?«

»Hüte dich vor seinem Blut. Wir brauchen es. Sobek ist sehr wichtig für uns.«

»Ich habe auch nur gefragt.«

Als sie das Geräusch eines Automotors hörten, öffnete Rico die Tür wieder. Er schaute zu, wie Rico den VW-Transporter rückwärts dicht an die Tür heranfuhr, so daß praktisch kein Zwischenraum mehr bestand. Die hintere Tür hatte er bereits geöffnet.

»Steig ein…«

Helga schob sich an Rico vorbei. Dann bückte sie sich und kroch auf allen vieren in den Raum, dessen Scheiben durch einen schwarzen Anstrich verdunkelt waren.

Sie hockte sich in eine Ecke, verzichtete auf eine Decke und hörte, wie Rico mit dem Fahrer sprach und ihm noch einmal genau die Fahrroute bekanntgab.

Dann stieg auch er ein und schloß die Tür. Von innen riegelte er sie zu. Er nahm neben Helga Platz und strich über ihr totenbleiches Gesicht. »Es wird für dich eine besondere Nacht werden. Eine Nacht, auf die du dich freuen kannst. Alle Probleme werden in den nächsten Stunden für dich gelöst werden.«

Sie nickte ihm zu.

Das war ihm zu wenig. »Vertraust du mir?«

Sie bejahte die Frage in dem Augenblick, als Sobek anfuhr. Beide hielten sich fest.

»Dann solltest du dir jetzt etwas anderes anziehen. Das weiße Gewand steht dir zwar gut, aber es ist nicht die richtige Kleidung für das, was wir vorhaben.«

Helga tat alles, was Rico von ihr verlangte. Sie wußte, daß es der Schwarze nur gut mit ihr meinte, und sie hörte auch sehr genau zu, als er ihr den Plan für die folgenden Nachtstunden darlegte. In dieser Nacht mußten endlich die Zeichen für die weitere Zukunft der Blutsauger gesetzt werden.

Helga Stoßflug war dazu bereit. Sie freute sich schon darauf, diesmal das Blut ihres Mannes trinken zu können.

Es würde ihr schmecken.

***

Hektik, Trubel, Wirbel auf der kleinen Polizeistation in der Nähe. Dafür hatte Harry Stahl gesorgt, denn er brauchte Informationen, an die nicht so leicht heranzukommen war.

Es ging um ein Schloß, es ging um eine Schule. Beide Dinge waren für den Fall entscheidend.

Zum Glück kannte Harry Stahl Leute in einflußreichen Positionen,

die auch den entsprechenden Druck machen konnten. Und er erzielte einen guten Erfolg.

Ein Historiker, Fachmann für die Geschichte Sachsens, lebte in Dresden und wurde ins Polizeirevier gebeten. Er kam auf dem Fahrrad, den Gepäckträger mit Büchern vollgestopft. Sie wurden zusätzlich von einem dicken Gummiband festgehalten.

Ich half dem Mann beim Tragen der Bücher. Anschließend ging es los. Geschlagene zwei Stunden redeten, diskutierten und blätterten wir in den Unterlagen, ohne etwas zu finden. Immer wieder fragte der Historiker nach und konnte sich an keine Schule hier in Sachsen erinnern. Internate hatte es während der SED-Zeit nicht gegeben.

»Muß es denn ein Internat gewesen sein?« fragte ich.

Beide Männer schauten mich an. »Wie meinen Sie das?« fragte mich der Wissenschaftler.

»Gibt es nicht noch andere Schulen?«

»Ich kenne keine.«

»Und du, Harry?«

Der Kommissar überlegte bereits. Er wußte noch keine Lösung, meinte aber, daß es eine Spur wäre.

»Denke nach.«

»Mach' ich doch schon.«

Wir alle dachten nach, auch der Wissenschaftler mit seiner Igelfrisur hatte schließlich die Idee, die wie ein zündender Funke war.

»Schloß Rabenberg!« rief er.

Wir schauten ihn nur an. Ich hob meine Schultern und hörte: »Sie sind nicht von hier, Herr Sinclair. Aber Sie, Herr Stahl, könnten es wissen, finde ich.«

»Tut mir leid…«

»Es ist das Schloß am Ende der Welt. Südlich von Pirna und Friedrichswalde, versteckt in den Bergen. Ein Gemäuer wie im Märchen, aber in einem bösen.«

»Nur keine Schule«, sagte Harry.

»Irrtum.« der Wissenschaftler widersprach mit lauter Stimme. »Das Schloß war eine Schule, eine besondere! Keine Schule für Jungen und Mädchen, kein Internat, sondern eine ehemalige Ausbildungsstätte für Stasi-Offiziere. Na, fällt der Groschen?«

Zunächst einmal fiel Harry Stahl. Allerdings auf einen Stuhl und nicht zu Boden.

»Du sagst nichts?« unterbrach ich ihn.

»Verdammt noch mal, John, das kann es sein.« Er sprang wieder auf. »Nein, das muß es sogar sein. Ich selbst habe damit zwar nichts zu tun gehabt, konnte es bis jetzt auch nicht, aber wenn unser Experte das sagt, dann glaube ich ihm.«

»Es war auch nicht allgemein bekannt«, nahm der Wissenschaftler

den Kommissar in Schutz. »Die Typen hatten am Ende der Welt, wie das Gebiet oft bezeichnet wird, natürlich freie Hand, da konnten sie tun und lassen, was sie wollten. Dieses Schloß ist ein ideales Versteck.«

»Das glaube ich mittlerweile auch. Wissen Sie denn, wo genau es ist?«

»Da müssen wir auf der Karte nachschauen.«

»Wie lange dauert die Fahrt von Dresden dorthin?«

»Eine Autobahn gibt es nicht. Zwei Stunden müssen Sie schon rechnen, meine Herren.«

»Das ist keine Zeit«, sagte Harry.

Der Meinung war ich auch. Wir steckten die Köpfe zusammen, auch Hauptwachtmeister Kleist schaute zu. Er kam ja aus dem Westen und konnte immer nur den Kopf schütteln.

Wir fanden es.

Das heißt, es war nicht das Schloß, dessen Name auf der Karte abgedruckt war, sondern einfach das Gebiet, in dem es liegen mußte. Und diese Strecke würden wir in zwei Stunden schaffen.

Man kann sich vorstellen, wie dankbar wir dem Wissenschaftler waren, der vor Verlegenheit rot wurde und seine Bücher wieder zusammenpackte. Wir hatten sie gar nicht gebraucht.

»Wollen Sie denn noch in dieser Nacht los?« fragte Kleist.

»Je früher, desto besser.«

»Gut, Herr Kommissar, dann kann man Ihnen beiden nur viel Glück wünschen.«

»Das werden wir brauchen.«

Wenig später hatten wir die Station verlassen. Ich schaute gegen den Himmel, der bereits eine dunkle Farbe bekommen hatte. Die Dämmerung schob sich heran.

»Vampirwetter«, sagte Harry.

»Sicher.«

»Da wäre noch ein Problem, John.«

»Ich weiß - Helmut Stoßflug.«

»Genau, was machen wir mit ihm?«

Ich wühlte die Finger durch meine Haare. War er sich nicht sicher?

Die Fragen zeichneten sich auf meinem Gesicht ab. Mein deutscher Freund und Kollege wußte ebenfalls keine Antwort. Er hob die Schultern. »Es wäre wichtig, wenn wir diese Schule so schnell wie möglich finden würden.«

»Und damit auch den Schwarzen.«

»Klar doch. Ich befürchte auch noch etwas anderes. Daß er und Helga Stoßflug dort nicht allein sind. Wenn da wirklich Stasi-Offiziere ausgebildet worden sind, dann hatte die Schule einen verdammt großen Zulauf, davon kannst du ausgehen. Es gibt Leute, die sich

darum gerissen haben, beim Stasi mitmachen zu dürfen.«

»Du gehst demnach von Vampiren aus?«

»Unbedingt.«

»Jetzt wäre es von Vorteil, wenn du mir eine ungefähre Anzahl nennen könntest.«

»Kann ich aber nicht.«

Ich verspürte Durst. Es war für Vampire noch dunkel genug. »Komm, laß uns noch einen Kaffee trinken, den brauche ich jetzt einfach.«

Schräg gegenüber befand sich eine Bäckerei, in der auch Kaffee ausgeschenkt wurde.

Bis zum Feierabend war es noch eine Stunde Zeit. Ich schaute zum Himmel. Graue Lichtmuster breiteten sich aus und verdunkelten sich immer mehr, je breiter die Finsternis vorstieß.

Harry betrat als erster die Bäckerei. Man hatte drei Stehtische aufgestellt, wo Kaffee getrunken werden konnte. Ich spendierte die beiden Tassen.

Wir tranken langsam, hingen unseren Gedanken nach. Die Tassen waren schnell leer.

Harry holte zwei neue.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich, als er die beiden Gefäße abstellte.

»Wie ein Soldat, der weiß, daß es irgendwann losgeht, ohne daß er den genauen Zeitpunkt kennt. Ich wünschte mir, die Nacht wäre schon vorbei,« so daß ich singend den Morgen begrüßen könnte.

»Du und singen?«

»Und wie, John. Ich habe schon Säle leergesungen.« Er schluckte den Rest der braunen Brühe und schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. »Gehen wir?«

»Ja, mal sehen, was Helmut Stoßflug sagt.«

Wir vermuteten die Blutsauger noch weit entfernt. Das war ein verfluchter Irrtum und auch unserer eigenen Schusseligkeit zuzuschreiben, wie wir sehr bald merken sollten…

***

Der abgedunkelte VW-Transporter rollte durch Dresden. Er hatte die breiten Hauptstraßen bereits verlassen, und Sobek lenkte das Fahrzeug durch die Gassen.

Er kannte sich aus, zudem lebte er schon seit über zwanzig Jahren in Sachsen, war weit herumgekommen, hatte auch für den Stasi gearbeitet und war vor allen Dingen Rico treu ergeben.

Er sah in ihm nicht den Vampir und Blutsauger, sondern einzig und allein den Boß.

An die anderen Untoten hatte er sich auch gewöhnt. Angst um sein Blut hatte er nicht. Solange Rico sie unter Kontrolle hielt, schauten sie ihn nur gierig an, mehr geschah nicht.

Fahrerhaus und Ladefläche waren durch eine Wand mit schwarz gestrichenem Fenster getrennt. Die Scheibe ließ sich aber öffnen, was Sobek auch tat, als er den Wagen am Straßenrand geparkt hatte.

Er hatte den Motor abgestellt und schaute durch das Loch nach hinten.

Rico bewegte sich. Er richtete sich auf die Knie. Sein bleiches Gesicht starrte Sobek an. »Wie stehen wir?«

»Günstig.«

»Mußt du weit laufen?«

»Ein paar Schritte.« Er grinste. »Ich kann ihn durch einen Hinterhof herschaffen.«

»Wunderbar. Hast du die Waffe?«

Sobek klopfte auf seine dicke Wolljacke. »Darunter steckt sie. Geladen und zum Abschuß bereit.«

Der Schwarze war zufrieden. »Wie lange müssen wir warten?«

»Nicht länger als eine halbe Stunde.«

»Gut, mein Freund. Dann verschwinde und komm mit der Beute zurück. Meine kleine Freundin hier kommt sonst um vor Durst…« Er lachte und schloß die Scheibe von der Seite.

Sobek stieg aus. Niemand sah ihn. Und wenn, dann fiel der kleine Mann mit der Pudelmütze auf dem Kopf kaum auf.

Keiner wäre auf die Idee gekommen, daß gerade er unterwegs war, um einem Vampir Beute zu bringen…

ENDE des ersten Teils